

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Holstein II.	413
En die Jugend. Von Leo Nikolajewitsch Tolstoj	427
Rebell und Spiel. Von Henriette Goldschmidt	431
Rainer Maria Rilke. Von Emil Hoffmann	434
Unganlagig. Von Friedrich Berger von Heferen	437
Lyck & Straffer. Von Ledon	444
Ingenieurmoß	447
Protekt Mollke wider Harden	448

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 8a.

1909.

Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.

FRühholzstr. 3a.

pro Jahr M. 22.60.

Expedition Berlin K.F. 48.

Unter Kreuzband bezogen M. 5.65,

Postausgaben, Postausgaben

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—.

Zum abonnieren bei allen Buchhandlungen,

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8,** Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur Hypothek-Belastung zu
zeitgem. hohem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

U-4 L. 10.

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Neu eröffnete Häuser ersten Ranges

Restaurant im vornehmsten Stil

Grill-room

Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR

Café, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67,
Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.



Continental

bester

Pneumatic

Mädler's Patent-Koffer

Reise-Artikel

Hochfeine Lederwaren

MORITZ MÄDLER

Leipzig
Friedrichstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 22

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.



Berlin, den 19. Juni 1909.

Holstein.

II.*)

- Goethe: Es gab eine Zeit, wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kukuk sei nur im Sommer ein Kukuk, im Winter aber ein Raubvogel.
- Edermann: Diese Ansicht existirt im Volke auch jetzt noch. Man gebraucht den guten Vogel als das Gleichniß des schändlichsten Undankes. Ich kenne Leute, die sich diese Absurditäten durchaus nicht austeden lassen und die daran so fest hängen wie an irgendeinem Artikel ihres christlichen Glaubens.
- Goethe: Die Herren Ornithologen sind wahrscheinlich froh, wenn sie irgendeinen eigenthümlichen Vogel nur einigermassen schicklich untergebracht haben; wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und sich um die von beschränkten Menschen gemachten Fächer wenig kümmert.
- Edermann: Der Kukuk ist ein Vogel für sich, mit so scharf ausgesprochener Individualität wie einer. Wir wissen von ihm, daß er nicht selbst baut, sondern sein Ei in das Nest irgendeines anderen Vogels legt.
- Goethe: Alles, was ich über ihn gehört habe, giebt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein großes Interesse. Er ist eine höchst problematische Natur, ein offenbar's Geheimniß, aber trotzdem schwer zu lösen, weil es so offenbar ist. Bei wie vielen Dingen finden wir uns in dem selben Fall!

Für drei Jahren hatte ich zum ersten Mal ausführlich über Holstein geschrieben (der im Lenz, mit den Brillanten zum Rothem Adler, verabschiedet worden war). Ihn der Grauen Eminenz verglichen, Herrn Francois le Clerc du Tremblay, den die Geschichte als Vater Joseph kennt und der im Dunkeln fünf-

*) S. „Zukunft“ vom zwölften Juni 1909.

zehn Jahre lang die internationale Politik Frankreichs leitete. „Holstein war noch weniger eitel als der Provinzial der Touraine und fühlte sich eigentlich nur in seinem Winkel wohl. Er wollte nicht sichtbar sein, nicht genannt werden. War unglücklich, vom Aerger krank, wenn sein Name einmal in die Presse kam. Ihm genügte die Wirkensmöglichkeit und das Bewußtsein der Macht. Die hatte er. Bene qui latuit bene vixit... War dieses Leben, das sich dem Blick so scheu immer barg, glücklich zu preisen? Herr von Holstein ist ans Ziel seines Wunsches gelangt: er hat geherrscht, in seinem Winkel alle Bonnen der Macht ausgeschlürft und sich manchmal als den Mann des Schicksals gefühlt. Ringsum aber wohl auch den lauernden Haß; und nah dem Herzen brannte es oft wie eine hautlose Stelle. Unter Blinden war dieser Einäugige König. Wenn er heute aber zurückschaut: wo liegen seine Reiche? Deutschlands internationale Politik war nie schlechter, ihr Ertrag nie dürftiger als in den drei lustren holsteinischer Herrschaft. Als Bismarck ging, war Frankreich, als Holstein ging, Deutschland vereinsamt. Kein Reich also erobert, keine nützlich fortwirkende Tradition geschaffen; und kein warmes Heim in Menschenherzen gefunden.“ Einem heldischen Riesen ähnelte der Portraitirte nicht; doch weniger noch einem Knirps. Eine schlackige Persönlichkeit war dargestellt, deren großes und im Großen nicht unedles Wollen nicht vom rechten Schöpfergeist bedient wurde. Der erste Widerhall kam aus der Kanzeiregion. „In einem Punkt ist Ihr Urtheil, Herr von Holstein nicht gerecht geworden. Die Untergebenen hat er immer gut behandelt. Hochfahrend war er nie. Er hat Manchem geholfen und hinterläßt bei uns deshalb das beste Andenken.“ Sechs Wochen danach kam von Holstein ein Brief, der am achtzehnten August 1906 hier veröffentlicht wurde. Ueber die Bismarck-Katastrophe wolle er nicht sprechen, ehe der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen“ erschienen sei. „Wann Das geschehen wird, ahne ich nicht; falls ich vorher aus dem Leben scheiden sollte, werde ich einer kompetenten Persönlichkeit den Auftrag zurücklassen, das nach Lage der Dinge etwa geeignet oder nothwendig Erscheinende aus meinem Nachlaß zu veröffentlichen. Mir ist gesagt worden, daß auch von anderen Seiten auf diesen Zeitpunkt gewartet wird.“ (Dabei dachte er zunächst an Baldersees Witwe und an Voetticher; wußte aber nicht, daß dem Fürsten Guido Henckel von Donnerstern das Bestimmungsrecht über den gefürchteten dritten Band zugefallen ist.) Der Hauptzweck des Briefes war wohl, den Verdacht abzuwehren, er habe der internationalen Politik des Deutschen Reiches die Richtung gewiesen und „direkte oder indirekte Beziehungen zu Seiner Majestät gehabt“. Der erkennbarste Zweck. Der Gestürzte, um den sich von den superi damals

kaum Jemand kümmerte, ertrug das Bewußtsein der Ohnmacht wohl nicht und wollte beweisen, daß er noch nicht abgethan sei; mit dem Amt nicht jede Wirkensmöglichkeit verloren habe. („Sie haben mich aus dem Amt gebracht und mir dann doch wieder zu Macht verholfen“: sagte er schmunzelnd später oft zu mir.) Drum kam er, zum ersten Mal ungezwungen, ans Licht. Warum gerade zu mir? Weil ich die Leute, die er für seine schlimmsten Feinde hielt, Philipp Eulenburg und Herrn von Tschirschky, grausam angegriffen und weil er am eigenen Leib erlebt hatte, daß solche Angriffe nicht immer, wie sonst mancher im Holzpapiergelände unternommene, zu belächeln seien. Die höfliche, in allem Historisch-Sachlichen aber auf festem Ankergrund beharrende Antwort, die ich im selben Heft seinem Brief gab, schloß mit den Sätzen: „Nie hat ein Geschichtenträger mich gegen Sie zu heßen versucht; ich habe Ihnen die Quellen, aus denen ich schöpfte, gezeigt und bin zu jeder noch erwünschten Auskunft bereit. Daß mein Portraitversuch in manchem Zug unähnlich blieb, ist zu fürchten. Was läge dran? Würde Ihr Bismarckbild meinem gleichen? Laines Bonaparte schien dem Prinzen Jerome eine erbärmliche Karikatur; und das Portrait, das dem Original gefällt, ist nicht immer das ehrlichste. Ich habe mich um gerechtes Urtheil bemüht. Doch selbst blindeste Ungerechtigkeit braucht den hellen Sinn Eurer Excellenz nicht zu umwölken. Sie sind jetzt ja frei, keinem durch Zufallsgunst Erhöhten mehr unterthan; und können, mit der Frische des Geistes, für die der Stil Ihres Briefes zeugt, Freund und Feind lehren, wie ein aufrechter, des politischen Geschäftes kundiger, von keinem Dickicht zu schreckender Mann seinem Vaterlande dient.“

Vierzehn Tage danach fragte ein gescheiter und nobel empfindender Mann, den ich schon lange hochschätzte: „Möchten Sie sich nicht mal bei mir mit Holstein ausdrücken? Ihm scheint daran zu liegen.“ Gern. Der erste Eindruck: ein Professor. Ziemlich groß und hager. Dunkler, unmodischer Sackanzug und breite Wanderstiefel. Der Kopf, mit dem kahlen Borderschädel und der weit vorpringenden, ein Bißchen zu dicken Nase über dem dichten Weißbart, eines Büchermenschen. So lange er die Brille trug. Wenn er sie abgenommen hatte, kam die Energie und die Feinheit des unbewachsenen Kopfscheitels zu deutlicherem Ausdruck. Jedenfalls: kein geschneigelter Diplomat. Und: im neunundsechzigsten Lebensjahr noch kein Greis. Stirn wie ein Fünziger. Wegen Alterschwäche konnten sie Den nicht pensionirt haben. Der arbeitete sicher noch mehr als Kanzler und Staatssekretär zusammen; mehr und rascher. Und marschirte, zur Erholung, dann nach Tempelhof oder Paulsborn. Während der ersten Minuten waren wir Beide etwas steif und genirt. Dann ging er

aufs Ganze. „Hier bin ich; sehen Sie mich genau an und beantworten sich dann die Frage, ob ich dem Bild gleiche, das Ihnen in Bismarcks Haus gezeigt worden ist. Ohne Sie hätten meine Feinde mich nicht untergekrigt; aber daß Sie dem größten Mann des Jahrhunderts glaubten, kann Ihnen ja kein vernünftiger Mensch nachtragen.“ Damit war unter das Vergangene ein Strich gezogen. Und wir kamen einander schnell nah. Gingen noch am selben heißen Mittag eine Stunde lang durch schattige Parkstraßen. Seitdem hat er mich oft besucht; wenn er nicht krank war, mindestens einmal in jeder Woche. Und in jeder kam wenigstens ein Brief. Er respektierte die Arbeitleistung so sehr, daß er mir nicht erlaubte, ihm den weiten Weg zu sparen. „Das fehlte noch! Ich habe auf der Welt nichts mehr zu thun und Sie arbeiten für Zehn. Rein: ich komme an Ihren etwas freieren Tagen, lasse mich ruhig abweisen, wenns Ihnen nicht paßt, und besteho darauf, daß Sie in der Hausjacke neben mir sitzen. Haben Sie mal gar nichts Besseres vor und sagen sich bei mir an, so bin ich dankbar. Aber Ceremonien giebt's für uns nicht.“ Dabei ist's geblieben. Am achten März kam er zum letzten Mal. Nach ein paar Tropfen milden Rothweins hatte er Magenbeschwerden und einen Krampfhustenanfall; mußte sich hinlegen, schien aber nach einem Weilchen leidlich erholt und konnte bis an die Haltestelle der Straßenbahn gehen. Ein Wagen? „Danke.“ Danach hat er seine Wohnung nicht wieder verlassen. Dort sah ich manchmal noch an seinem Bett.

Wir haben uns im Lauf der Jahre ernsthaft befreundet und er hat mir viele Beweise tiefer Sympathie gegeben. Die Erinnerung darf den Blick nicht blenden. Doch Holstein war anders, als er mir von Weitem gezeigt worden war. Nicht größer: sauberer und aus feinerem Stoff. Bismarcks Psychologie entfleischte den Menschen; nahm ihm die Polyphonie des Empfindens und Trachtens und suchte all sein Handeln aus einer Willensdominante zu erklären. Holstein war ihm der Mann des Dunkels. Einer, der Jeden für einen Kujon hält und denkt: Wenn ich ihm kein Bein stelle, stellt er mir eins. Der Raubvogel, der, weil er nicht selbst brüten kann, seine Eier heimlich in fremde Nester legt. „Eigentlich war er mehr Arnims Schüler als meiner. Nur im Souterrain zu brauchen. Flecke auf der inneren Iris.“ Ein sanfter Kritiker war Bismarck nie. Aus Frankfurt hat er 1857 an Gerlach geschrieben: „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist.“ So blieb er; immer geneigt, die Mängel (auch an sich selbst) stärker zu betonen als die guten Eigenschaften. Wenn man ihn nach einem seiner Mitarbeiter fragte, wurden sicher zuerst die Grenzen der Fähigkeit und des Willens gezogen;

das Lob der Leistung tröpfelte dann vielleicht nach. Zum Entzücken ward, die hohe, höfliche Stimme Todesurtheile sprechen zu hören. Und den Freund des Ehepaares Lebbin hatten Herbert und Bucher (nach Keudell und Keuß) ihm gründlich verleidet. Holstein war anders, als ihn der Gewaltige sah. Kein Schöpfergeist. Nicht der Mann, das Schicksal einer Nation zu gestalten. Nicht aus einem Guß; in manchem Zug eine problematische Natur (solche Naturen, sagt Goethe, „wird man in Dictionären, Bibliotheken, Nekrologen selten mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt finden“). Ungemein mißtrauisch und empfindlich: und doch von heiterem Wesensgrundton. Vom Wirbel bis zur Zehe von politischer Leidenschaft erfüllt: und doch von fast kindhafter Freude an den kleinen Alltagsgenüssen des Daseins. Just diese joie de vivre hatte ich ihm nicht zugetraut. Einen finster blickenden Duodezalbum zu finden erwartet; „eine langfüßige, schmaleibige Kreuzspinne, die vom Fraß nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto zähere.“ Und fand einen unterm Weißhaar noch Runteren, der das süße Leben, die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens egmontisch liebte. Stillen Laubwald und bunt bestickte Wiesen; Spaziergänge unter märkischen Kiefern oder auf dürrern Sandfeld hinter den letzten Häusern der Großstadt. Schmachhafte Speise und einen edlen Tropfen. Gespräche mit ernstern Männern und grazilen oder klugen Frauen. Er mußte sich 1907 schon kasteien, ging nur noch in fünf Häuser (wenn er sicher war, keinen Fremden zu treffen) und das Wahl, das ihm im engen Wohnzimmer aufgetischt wurde, war karger und schlichter servirt als eines Bankbuchhalter's. Noch aber gefiel ihm Allerlei. „Jedes Frühjahr das erste Thiergartengrün; oder wenn in Berder die Kirschen blühen; zu Pfingsten Kalmus und Birkenreiser; der alte Moltke, der alte Kaiser.“ So (ungefähr) konnte er mit Fontane sprechen. Und auch dem Schwedter fehlte, wie dem Neuruppiner, beinahe völlig der Sinn für Feierlichkeit. „Machthaber aller Arten und Grade, vom Hof, von der Börse, von der Parade, ‚Damens‘ mit und ohne Schnitzer, Portiers, Hauswirths, Hausbesitzer: ich konnte mich Allen bequem bequem, aber feierlich konni' ich sie nicht nehmen.“ Der Mann bequemem Bequemens war Holstein freilich nicht. Doch Einer, in den das Dichterherz des gaecognischen Märklers sich verliebt hätte. Nicht nur klug: auch kultivirt. Nicht nur witzig: auch männlichen Humors voll. Wie herzlich konnte er lachen; wie mußte man über ihn lachen, wenn er sich selbst zum Besten hielt oder Einen, den er erlebt hatte, der's karikirte! „Der hat sich, bis er die reiche Frau fand, furchtbar gequält und davon Schwielen an der Seele bekommen.“ „Der hat so viele Lügen über die Lippen gebracht, daß er jetzt aus dem Mund riecht.“

Wergereß. Verlogenheit war ihm ein Gräuel. Von Paul Hapsfeldt (den er unter allen Diplomaten am Meisten liebte und dessen Bild der am Schreibtisch Sitzende stets vorm Auge hatte) sagte er oft: „Der hat nie ein unwahrhaftiges Wort gesprochen.“ Und dieser Tugend rühmte er sich selbst; nur dieser. (Die von der Amtspflicht erzwungene Unwahrhaftigkeit fiel in den Bereich der *reservatio jacobea*; Manchen, der sich ihm intim verbunden wähnte, hat noch der Verabschiedete „wie einen fremden Diplomaten behandelt“.) Von der galanten Seite zeigen ihn schon Hapsfeldts Briefe; und noch dem Reisenden war anzumerken, wie viel und wie gern er mit Damen verkehrt hatte. Er war wohl immer mehr *ami des femmes* als *homme à femmes* gewesen; der Archenerge, der die von der Sündfluth Bedrohten aufnahm und tröstete. Galant im alten Stil; wie ein Ritter, der sich vor dem Damenrecht beugt und doch nie zum *Boudoir* aufwärtler verzweigt. Auch mit Kindern konnte er reden; lustig und ernst. Das hätte der Holstein *bismärckischer* Zeichnung nicht vermocht. Das kann nur Einer, dessen Herzensschrein Güte einschließt. Und der Hagestolz war bei den Kindern so beliebt wie bei deren Müttern.

Ein *Blaudertalent*, wie man's in Norddeutschland kaum noch findet. Er hatte viel erlebt, manches Gute gelesen und setzte die Worte wie ein in *Doubans* und *Schopenhauers* Schule Erzogener. Wer so anmuthiger Kunst spröde widerstand, wurde von dem *Patriotismus* des Mannes hingerissen. „Die leidenschaftliche Vaterlandliebe des Bürgers entsteht aus der Gesamtheit der Leidenschaften, die Gott ins Menschenherz gepflanzt hat: Liebe fürs eigene Selbst und Entschlossenheit zur Vertheidigung des heiligen Rechtes auf einen Platz an der Sonne, das mit ihm geboren ward; Liebe für die Familie, das enge Vaterland, das nicht über den Herzschlag der Kinder hinausreicht. Vater und Mutter, Weib und Kind, Blut und Sprache, Ehre und Erbtheil, Würde und Habe, Meer und Gebirg, Sitte und Gesetz, Himmel und Erde: das Alles umfaßt die Vaterlandliebe. Unter allen edlen Leidenschaften ist sie die mächtigste, weil in ihr alle anderen enthalten sind; und nur von ihr hat die Menschheit übermenschliche Leistung zu hoffen.“ Nie habe ich den Rhythmus dieser Sätze *Lamartines* stärker empfunden als in der Zeit des Verkehrs mit Holstein. Der liebte Preußen, liebte das Deutsche Reich wie eine Mutter und wie eine Braut. War bereit, Alles fürs Vaterland hinzugeben. Das ihm mit knausernder Hand doch und mit mürrischer Miene lohnte. Ein Leben lang untergeben; ein Sold, mit dem sich nur knapp auskommen ließ; ruhmlose Arbeit und Tag vor Tag den Hundejungenrarger im Amt. Herr über den ganzen Apparat der Reichsdiplomatie, unermüdllich am Werk, bis ins innerste We-

senfältchen reinlich und in seiner stolzen Armuth niemals unzufrieden: auf solches Gewächs darf der deutsche Boden sich was einbilden. Das sollten die anderen Länder ihm erst nachmachen. Holstein hat den Trost, den er ersehnte, gefunden: mit seinem Menschenarm das Rad des Weltverhängnisses gedreht und gehemmt. Wäre aber auch als obscurer Geheimrath dem Vaterland mit Haut und Haar verschrieben gewesen; unter keinen Umständen ein gallischer fonctionnaire, der, nach Bonapartes Wort, statt des Stolzes die Eitelkeit in sich nährt, Pfünden und Nebenprofite erlauert und das Staatsamt mehr liebt als den Staat. Er knirschte, wenn er einen Fehler nicht hindern konnte; fühlte Körperschmerz, wenn er Etwas las, das ihm dem Reich schädlich schien; und hätte Einen, der dreist für fremde Interessen eintrat, am Liebsten zu Galgen und Rad verdammt. Sein Instinkt für das dem Reich Nothwendige war nicht unfehlbar, wie Bismarck. Als Der sich, auf dem Weg nach Reval, mit dem preussischen Consul im Lübecker Rathskeller festgekneipt hatte und am nächsten Morgen, mit einem in der Wassermiege geschaukelten Kater, aus dem gläsernen Bullenauge der Kabine müd auf die See blinzelte, sah er gleich, daß da nicht der richtige Kurs gesteuert werde. Schläpfte, mit schwindligem Kopf, in die Kleider, kletterte auf Deck und sprach: „Mit Ihrer Navigation stimmts nicht, Kapitän.“ „Wieso denn?“ „Mit diesem Kurs kommen Sie niemals nach Reval.“ „Will ich auch gar nicht, Herr; sondern nach Hull.“ Der sanft Bezechte war im Dunkel aufs falsche Schiff gerathen; halte, trotzdem er zum ersten Mal auf See war und den Rahenjammer in allen Gliedern spürte, sofort aber gemerkt, daß mit dieser Steuerung nicht an sein Ziel zu kommen sei. (Keins von den kleinsten Geniewundern, scheint mir.) Holstein hats manchmal zu spät gemerkt; auch nüchtern, von keiner Passion berauscht und in oft durchsichtigem Fahrwasser. Doch das Ziel, das ihn lohnend dünkte, stets mit inbrünstiger Seele gesucht. Wie ers erreichte? Auf jeder gangbaren Straße; oder auf Umwegen durch stinkende Winkelgäßchen. Cum finis est licitus, etiam media sunt licita, meinte er (der Busenbaum und Baccal gewiß nicht kannte); der patriotische Zweck heiligt jedes Mittel. Otto Bismarck als Reichsfeind verschreien, Herbert Bismarck auf englischem Bretpapier anschwärzen, Vater und Sohn mit Spionen umstellen: was das Vaterland heischt, muß geschehen. Die haben ja auch nie Einen geschont; und aus den Provinzialbriefen winkt die tröstliche Kunde: „Nous corrigeons le vice du moyen par la pureté de la fin.“ Alle Politiker, die was erwirken wollten, haben so gedacht und gehandelt; vor und nach Macchiavelli. Zum Verbrechen wird eine schlimme That erst, wenn festgestellt ist, daß sie nicht von der Nothwendigkeit erzwungen war:

dozierte Napoleon, da man ihn mit dem Schatten des Herzogs von Enghien zu schrecken versuchte. Und Fritz von Preußen war nicht wählerischer als Fritz von Holstein. „Wenns nicht anders geht, müssen wir eben Schelme sein.“

Wie eine Braut und wie eine Mutter hat Holstein die Heimath geliebt. Die kennt der Bräutigam, der Sohn selten bis ins Innerste; sieht sie aus liebendem Auge oft schöner, aus ängstlichem oft wohl auch schwächer, als sie ist; ahnt nicht, welche Schutz- und Trutzmöglichkeit sie in sich trägt. So ward hier. „Von innerer Politik verstehe ich gar nichts“: Das sprach der Wirkliche Geheime Rath in bescheidener Ruhe aus. Als ichs zum ersten Mal hörte, dachte ich: Er übertreibt; meint nur, daß er sich auf diesem Gebiet nicht ganz so sicher fühle wie im Zustsbereich der Diplomatie. Rein: er wußte wirklich nichts davon. Nichts von der Verwaltung, den Gesetzen, Finanzen, Klasseninteressen, Parteien. Hatte sich nur um die Wehrmacht, Armee und Marine, gekümmert und sah nur in den Fraktionen, die dafür nicht das Nöthige bewilligten, Feinde des Reiches (und, versteht sich, in Polen, Welfen, Dänen, die ihm Auslandsvooposten auf deutscher Erde schienen und denen er deshalb nicht die kleinste Lebenserleichterung gönnte). Nach der Reichstagsauflösung vom dreizehnten Dezember 1906 kam er mit der Frage: „Ist diese Wendung gegen das Centrum nun ein guter oder schlechter Gedanke des armen Bülow?“ (So nannte er ihn oft; fand des Kanzlers Lage höchst un bequem und war eifern bemüht, ihn vor allzu hartem Angriff zu wahren.) War bald überzeugt, daß der von keinem Geniuss geleitete Freund im besten Fall siegen werde wie Pyrrhus in Apulien über die Römer; auf Asculum müsse Beneventum folgen und Herr Erzberger, trotz den Triumphgefängen des Evangelischen Bundes, rasch zum Curius Dentatus erstarken. Auch über die Möglichkeit einer Reichsfinanzreform hatte er keine Meinung; bekannte sich nur, „in einem gepfefferten Brief“, dem Kanzler als Gegner der Nachlaststeuer. Von der Entwicklung deutscher Wirthschaft, ihrer Kraft, Werthzeugerleistung, Relation zu der anderer Großstaaten war kaum ein Dämmern ihm ins Bewußtsein gedrungen. Spezialist fürs Auswärtige. Wohl der Letzte seiner Art; auch wer ihn bewundert, muß es wünschen. Wie kann Einem, der Bau und Leben der Staatskörper nicht bis in die tiefste Wurzelfaser kennt, im internationalen Geschäft Dauerbares gelingen? Der nicht sieht, daß in Großbritannien das stürmische Sehnen nach ausreichendem Schutz und Absatz der Produktion die papiernen Parteiuunterschiede schon morgen vielleicht wegwirbeln kann? Daß in Rußland nicht für Freiheit und Menschenrecht, sondern gegen den rückständigen Kommunismus der Wirthschaft gestritten wird? Daß Frankreich, das alte Experimentirland der Menschheit-

geschichte, der Wahl zwischen Anarcho-Sozialismus und Diktatur nicht lange mehr auszuweichen vermag? Alle Balkanpolitik ökonomisch, von Wien, Bukarest, Sofia, Konstantinopel aus, determinirt sein muß? Die Vereinigten Staaten sich für die Industrieausfuhr rüsten und Panzerschiffe bauen, um auf unbefestigten Märkten Abnahme zu erzwingen? Die Zeit der Hof- und Kanzleidiplomatie ist unwiederbringlich dahin. Bismarck war von Genies Gnadenknecht. Holstein, den man nicht Bureaokraten schelten darf, hat zu spät erkannt, um wie viel stärker das geliebte Vaterland war, als es geträumt hatte.

Spezialist. Auch da nicht im rechten Sinn schöpferisch. Ganz ungemein begabt aber für die Ausnützung fremder Fehler, die Ausmünzung fremder Gedanken. Blißschnell errechnete er dann jede Möglichkeit, hatte ein Bäckerduhend historischer Beispiele an der Hand und segte mit dem Hauch seines beredten Mundes jeden Zweifel hinweg. Als er im vorigen Hochsommer hörte, König Eduard habe in Ischl Franz Joseph ersucht, in den Britenconcern einzutreten und den Verbündeten in Berlin zur Verständigung über den Flottenbau aufzufordern, und habe auf beide Bitten eine freundlich, doch bestimmt ablehnende Antwort bekommen, jauchzte sein altes Herz. Nun mußte Alles sich, Alles wenden. Der alte Kaiser hat gesagt: „Da habe ich mir einen Feind gemacht; aber ich konnte nicht anders.“ Eduard ist ärgerlich abgereist und mit Clemenceau dann in fast kurwidrigen Zank gerathen. „Wenn wir jetzt nicht wieder weich werden, verfehlt die Einkreisung ihren Zweck.“ Tag und Nacht besann er, wie hier zu ermuntern, dort zu schwichtigen sei. Und war mit seinem Plan im Größten fertig, als der böhmische Lärm anfang. Nachher hat er die Detailarbeit des Kanzlers sehr gelobt. „Er hat wirklich ein paar hübsche Einfälle gehabt und ich wüßte nicht, wess heute besser machen könnte.“ Sah den Himmel beinahe offen. Nur: die Flotte! Die war die bitterste Sorge seiner letzten Lebensjahre. So lange wir in dem jetzt beliebten Tempo weiterbauen, gehts weder mit der internationalen Politik noch mit den Finanzen vorwärts. Wir brauchen nur Unterseeboote, Minen, kleine Kreuzer, Torpedos, Zerstörer; Technikerwaffen und Küstenschuß. Wir müssen uns mit England verständigen, in würdiger Großmachtruhe natürlich, und dürfen nicht warten, bis die Sache vor die haager Instanz gebracht ist, wo wir majorisirt oder mindestens ins Unrecht gesetzt werden. (Was hätte er gesagt, wenn das Echo der Preskonferenzreden noch in sein Ohr gelangt wäre? Balfour und Akquith, Roberts und Haldane, Lansdowne und Grey: höchste Zeit zu stolzem Entschluß. Wenn er gehört hätte, daß nun auch Oesterreich und Italien zu hastigem Bau theurer Dreadnoughts gezwungen werden? „Das beste Mittel, ihnen den Dreifund

zu vereiteln. Noch eine Liebsäugelei mit den Russen, deren Gefühle Lamédorff, Cassini, Sewolstij und doch verrathen haben, am Ende gar ein Versprechen für Persien: und wir sind wieder, wo wir nach Algésiras waren.“) Wer ihm vom Flottenverein sprach, wurde mit einem zornig dreinschmetternden Marsch heimgeschickt. Der Marinesekretär Tirpiß war ihm ein Unheilbringer. Und wo in Presse und Parlament für Schlachtschiffe agitirt wurde, witterte er Panzerplattenlieferanten, Werftaktionäre und andere Profitjäger dahinter. So war er. Traute dem anders Denkenden das gewissenloseste Handeln zu. Bis an die Grenze des Landesverrathes; und darüber hinaus. Jeder Artikel, der ihm mißfiel, war das Werk tüchtiger Wichte, die meist den Schreiber nur vorgeschickt hatten und hinter dem Papierwall die Wirkung abwarteten. Was gegen ihn in die Zeitungen glissirt wurde, kam ausnahmslos von Hammann. Der beherrschte das Holzpapier des Erdballs. Hic et ubique. Auch wenn alle Indizien dagegen zeugten. Er ließ sich nicht ausreden. Und lernte doch nie begreifen, wie Einer so infam sein könne, auch ihm häßliche Motive anzufinnen.

„Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen“, spricht der frohnatürliche Sohn der Frau Rath. Der Qualm der Schwarzen Küche setzt sich nicht nur in die Kleider. Selbst Bismarcks majestätischer Menschenverstand war solchen Zwangsvorstellungen zugänglich. Ihm hieß der Fliegengott, Verderber, Lügner Holstein (manchmal auch Voetticher); dem Wirklichen Geheimen hieß er in allen Gauen des Reiches Hammann. Alles wiederholt sich nur im Leben; mir wars oft nicht leicht, bei dieser Wiederholung ernst zu bleiben; auf der Mundharmonika ruhig das Stück zu hören, das die Orgel ins Ohr gedöhnt hatte. Für den Humor der Sache hatte Holstein keinen Sinn. Half sich mit spigem Witz aus der Verlegenheit. „Sie haben eine sehr angenehme Art, mir anzudeuten, daß ich allerwenigstens zur Hälfte verrückt bin. Schön. Mein Spinat wird ohnehin kalt, wenn ich mich nicht spute. Aber daß Sie mich für eigensinnig ausgegeben haben, ist stark; im Vergleich mit Ihnen bin ich ja ein nachgiebiger Backfisch. Na, eines Tages werden Sie mir sämtliche Injurien abbiten und einsehen, daß ich noch meine fünf Sinne hatte. Glauben Sie denn, daß die Schimpferei auf Herrn Harden ohne den Segen vom Preßbureau solchen Umfang angenommen hätte? Das sind zu neun Zehnteln doch Leute, die Hammann einfach kommen läßt und mores lehrt, wenn ihm was von ihnen nicht gefällt.“ Der Groll war vertraucht und er konnte wieder lachen. Am nächsten Tag kam dann sicher ein Brief. „Sie glauben doch nicht etwa, daß ich Sie aufheben will? Damit käme ich bei Ihnen an den Rechten. Meine Chefs habe ich von Zeit zu Zeit doch einmal überzeugt; bei Ihnen nützt nichts. Uebigenß

möchte ich auch gar nicht, daß Sie auf solcher Hasenjagd Ihre Zeit verlieren. Sie haben zu Ihren Feinden noch meine, ich habe zu meinen noch Ihre bekommen. Ich kann es aushalten und für Sie ist mir nicht bang. Aber . . .“ *Ceterum censeo*. Dennoch glaube ich nicht, daß es ihn freuen würde, den gehäßten Preßdezernenten als einen des Meineides (in einer von den Groten in heißer Stunde geweihten Sache) Angeeschuldigten vor dem Schwurgericht zu sehen. Obwohl er der sanften Stimme des Mitleids nur selten lauschte.

Zu zorniger Beschwerde hatte er freilich Grund. Längst aus dem Amt, ohne die unersehbliche Alteneinsicht, mit rüstigem Geist zu trägem Müßiggang verurtheilt: und doch der Türkenkopf auf der Schießbudenstange, nach dem jeder Bummelschütze zielt. „Herr von Holstein ist an Allem schuld. Will Krieg gegen Frankreich. Läßt uns mit England nicht in Ordnung kommen. Hat den stillen Philosophen Tschirskly rachsüchtig weggebissen. Den Feldzug gegen Eulenburg und Genossen angezettelt. Nacht noch immer Alles. Arbeitet heimlich halbe Tage lang in der Wilhelmstraße. Bombardirt den Kanzler mit Briefen. Und zweimal war Bülow in diesem Monat bei ihm.“ Der dickste Schwaden stieg aus den Blättern auf, deren Leiter mit Bettlerdevotion um seine Mitarbeit geworben und, statt der ergierten „Enthüllungen“, unzweideutige Abjagen bekommen hatten (vielleicht werden die Briefe noch veröffentlicht). Das nahm er hin. Noch leichteren Herzens, was die Feinde Deutschlands gegen ihn sagten; er hätte von sich selbst schlecht gedacht, wenn er von Tardieu und kleineren Franzengeistern gelobt worden wäre. Ein einziges Mal konnte ich ihn zu einer Abwehr der ärgsten Entstellung bringen; er diktierte dem klugen Vertreter des „*Matin*“ sein Glaubensbekenntniß und hat sich der Wirkung lange gefreut. Uher kränkte ihn, daß er in England als schlechter Kerl hingestellt wurde; in Berlin war er anglophil gescholten worden und unverdrossen doch bei dem mühsamen Versuch geblieben, die anglo-deutsche Zwietracht auszujaßen. Eulenburg? Auch da war er ohne Schuld und Fehl. Den Fürsten verachtete er, hatte ihm seine „Erbärmlichkeit“ von Mann zu Mann vorgehalten und sprach offen überall aus, daß er in der Beseitigung dieses Schädling's den besten Dienst sehe, der dem Reich und dem Kaiser geleistet werden könne. Aber der Kampf hatte längst ja (seit 1893) begonnen, als Holstein mich kennen lernte; er konnte mir nichts Neues sagen, hatte nicht den winzigsten Beweis und sah mein Material erst, als ich, nach dem münchener Prozeß, durch die Zeugenpflicht gezwungen war, es dem Untersuchungsrichter vorzulegen. Nicht einmal den Namen Lecomte hat er mir genannt (trotzdem er damit den Wunsch eines ihm Wichtig'en erfüllt hätte); und als ich ihn nannte, wurde er bleich:

weil er wußte, daß nun kein Pardon mehr gegeben werde. In der schwersten Zeit ist er wie ein älterer Freund an meiner Seite geblieben. An der Strategie und Taktik des Kampfes aber hat er nicht mehr mitgewirkt als irgendein Mann auf der StraÙe. In vielen Zeitungen stand es anders. Da war ich das Werkzeug seiner Rache. „Das soll Sie gegen mich aufbringen“, sagte er. „Man hofft, daß Sie sich mit Ihrem gefährlichen Temperament gegen die Verdächtigung Ihrer Selbständigkeit wehren und von mir losjagen werden. Dann wird auf mich eingehauen. Sie, lieber Freund, müssen thun, was Ihnen das taktisch Richtige scheint. Mir macht das Geschrei nichts. Mich betrübt nur, daß ich Ihnen nicht helfen kann. Meine Haut juckt jedesmal, wenn ich als angeblicher Freund des münchener und wiener Philis angeprangert werde. Als Ihr Parteigänger: meinerwegen jeden Tag dreimal. Wenn man aber, wie Sie, ganz allein gegen unnennbare Mächte kämpft, die vier Reichskanzlern widerstanden haben, ist's nicht angenehm, sich Konjunkten andichten zu lassen.“ Bis ins Ohr des Kaisers war die Lüge gedrungen, Holstein habe mir die Waffen geliefert und Amtsgeheimnisse ausgeplaudert. Der zuverlässige Monarchist, der seinen Kaiser niemals, auch nicht im Märzsturm von 1890, in Stich gelassen, der kaiserlichen Zurechnung nur engere Grenzen gewünscht hatte, galt als Verräther. Als tot, in der Stille eingesargt, unrühmlich bestattet. Ehe er starb.

Das Erlebnis dieser Prozeßjahre hat die Kraft des Siebenzigers gebrochen. „Sie werden sich erholen; ich nicht mehr.“ Unter Qualen verlernte er den Glauben, der so lange fest wie ein Fels gewesen war. Den Glauben an die Rechtspflege, den Mannesmuth hoher und höchster Staatsbeamten, die ehrliche Noblesse seiner Konservativen Partei; in den finstersten Stunden fast den Glauben an das alte Preußen. „Hat der Süden wirklich eine bessere Justiz? Dann müssen wir uns schämen.“ Er vergrämte sich; fragte, wofür er vierzig Jahre lang gefochten habe; wurde morsch und anfällig. In den Beinen fühlte er zuerst, Krampfadern; allerlei schmerzhaftes Symptome, die Greisenbrand fürchten ließen. Auf weite Wanderungen hieß es verzichten. Im Zimmer sitzen oder liegen, Umschläge machen, die Decke um die Beine wickeln; schon eine Straßenbahnfahrt rückte sich meist. Nur ein halbes Leben noch. Dann wurde der Magen rebellisch. Behielt nur Brei und die leichtesten Speisen. Schied Blut aus. Geschwüre? Der Leib magerte ab; die Hände schrumpften und wurden runzelig. Das sah nach Magenkrebs aus. Herr Dr. Grünfeld, sein treuer Arzt, tröstete ihn: solche Magenblutungen seien bei älteren Leuten mit verfallten Adern nicht so selten und keine ernste Gefahr. Holstein lebte gern; und wollte drum hoffen. Gespräche über das Staatsgeschäfft waren im Krankenarrest bei-

nahe seine einzige Freude. Und dem Kanzler wurde in der Presse und am Hof genau nachgerechnet, wie oft er nach dem Leidenden sah. Waren die Pausen zu kurz: „Holstein macht wieder Alles.“ Was die Psyche über den Körper vermag, lehrte die Orientkrisis die Freunde des alten Herrn erkennen. Munterer als je war er, auch wenn er nicht an die Luft durfte. Hatte endlich wieder Arbeit und konnte mit sachverständigem Rath wirken. Nicht nur durch unverbindliche Briefe an Botschafter oder Dezerenten, die ihm, halb aus Höflichkeit, noch Manches mitgetheilt hatten. Jetzt wurde er gefragt und hatte zu antworten. Und gerade die Sache, die er mitberieih, ging gut. Unter der Abendsonne schien er aufzublühen. Der Kaiser hatte die Zeichen der Zeit erkannt und die Hoffnung, das Deutsche Reich einschüchtern zu können, war gewichen. Ein Jahr doppelter Ernte. Auch der letzte Bluff Iswolkijs verpufft; Rußland giebt nach. So lange hatte der Kraftrest gereicht. Nun wird der Herzschlag matter, Husten und Athemnoth schlimmer; muß mit Stärkungsmitteln nachgeholfen werden. Im schmalen Bett schien er fleischlos. Und lag geduldig, nahm das Tränklein, den Brei und sprach über die Lebensmöglichkeiten des Vaterlandes. Als der Kanzler, nach langer Pause (im Amt und im Reichstag war gewiß viel zu thun), für den Tag vor seiner Abreise nach Venedig wieder angemeldet war, ließ der Kranke sich, nach einem schweren Anfall, Kampher einspritzen und sprach dann wohl eine Stunde zu dem aufhorchenden Freunde, der sein höchster Chef geworden war. „Es war so Etwas wie mein politisches Testament. Als das Nöthigste heraus war, schloß ich: „Nun bin ich fertig. Aber ich glaube: ich bin für immer fertig.“ Er hat den Kanzler nicht wiedergesehen.

Hat auch sein letztes Ei in ein fremdes Nest gelegt.

Wenn des Liebes Stimmen schweigen
 Von dem überwundenen Mann,
 So will ich für Hektorn zeugen
 (Duh der Sohn des Lydrus an),
 Der für seine Hausaltäre
 Kämpfend sank, ein Schild und Hort.
 Nach in Feindes Munde fort
 Leb' ihm sein's Namens Ehre.

... Ein Patriot, der beim Siegedfest nicht noch am Tag tiefster Trauer vergessen sein darf. Die Menschen, seufzt Goethe, „kennen einander nicht leicht, selbst mit dem besten Willen und Vorsatz; nun tritt noch der böse Wille hinzu, der Alles entstellt“. Dieser ward nicht erkannt. In ihm war mehr Güte, war höhere Achtung des Menschenwerthes, als der beste Wille Berner ihm zutrauen mochte. Die Summe seiner Fehler war nicht klein. Und die Pflicht zur

Wahrhaftigkeit, die er so oft als die edelste pries, würde schmäzlich verletzt, wenn man diese Summe feig zu kleinern trachtete. Die Fehler Eines, dem ein ins Tragoedienreich hineinlangendes Erleben beschieden war. Eines, der nie allein, nach dem Inbegriff seines Meinens und Wollens, entscheiden durfte; immer erst mindestens einen Anderen (oft genug wohl von geringerer Intelligenz und Erfahrung) überzeugen mußte. Der zwischen seinem Meister und seinem Kaiser wählen sollte und den dieses Schicksal zermalmte, da es endlich ihn doch auf ein Gipfelchen hob; als den Legendenjudas des deutschen Heilands den Mißtrauischsten, unter Mißtrauen Fröstelnden fortleben ließ. Der nie die Last, nie die Lust voller Verantwortlichkeit kannte und drum tollkühn manchmal mehr wagte als ein sichtbar Wirksender, der zur Rechenschaft gezogen werden kann. Ein sensibler Draufgänger, dem im Stürmel die Nerven versagten. Der selbst den vorher übersehenen Vorgesetzten dann schalt, weil er ihn im Drang schußlos lasse. Ein altpreussischer Royalist, dem die Standarte des Herrn das Palladion war, der auch seinem König sich am Ende des Lebens aber widerwillig entfremdete und über dem Grab heiliger Liebe zu lächeln, gar zu lachen versuchte. Ein scharfsinniger, tapferer, im Bleih nie erlahmender, uneigennütziger Mann, der sich von Keinem was schenken ließ, die Spende, die er den Aermern reichlich zumah, sich vom Mund absparte, nie sich in Hochmuth rechte, auf dem Nachbargebiet jede Leistung bescheiden anerkannte, streng auf Sauberkeit hielt; und im Born die Wesensfugen sprengen zu wollen schien, wenn ihn, der Jahrzehnte hindurch von früh bis spät in der Schwarzen Küche gewirthschaftet hatte, Einer aus Unrath witternden Rüstern beroch. Einer problematischen Natur in manchem Zug ähnlich; keiner Lage völlig gewachsen und von keiner ganz befriedigt. Vorgesetzter will, Untergebener kann er nicht sein. Unter hihendem Licht würde der Brand auf dem hautlosen Brustfleck unerträglich. Der Untergebene wird durch Mangel an Duckmäuserfügsamkeit jedem Chef einmal lästig. Friß von Holstein ist geschmäht worden, weil er in schlaffer Friedenszeit an das letzte Mittel der Völker, der Fürsten zu mahnen wagte; weil ihm, wie seinem Liebling Schiller, die Nation nichtswürdig schien, die an ihre Ehre nicht freudig ihr Alles setzt. Er hat an Deutschland geglaubt und, als er, zum ersten und letzten Mal, dem Blick unerreichbar, im Feuer führte, mit diesem frommen Glauben gesiegt. Hell klang da aus der Greisenkehle der Ruf durchs Land. Ist's nicht vielleicht gut für ihn, daß er nach diesem Sonnentag starb? Den neuen Winter nicht mehr sah? Er wäre dem bösen Vorsatz wieder der lauernde Raubvogel geworden. Und die Spätsommerfrucht seines Hirnes hätte ein fremder Wille bebrütet.

An die Jugend.

S ich möchte Euch zum Abschied (in meinen Jahren ist jedes Wiedersehen zugleich ein Abschied) kurz sagen, wie wir, meiner Meinung nach, leben müssen, damit unser Leben nicht, wie es jetzt den meisten Menschen vorkommt, schlecht und traurig verläuft, sondern damit es so ist, wie Gott wünscht und wie wir Alle wünschen, nämlich glücklich und froh, wie es sein soll.

Alles kommt darauf an, wie man sein Leben auffaßt. Wenn ich mein Leben so auffasse, daß es mir (dem Johann, Peter, der Marie) in meinem Körper gegeben ist und daß Alles darauf hinausläuft, diesem Ich, dem Johann, Peter, der Marie, möglichst viel Freude, Vergnügen, Glück zu verschaffen, so wird das Leben stets und unter allen Umständen unglücklich und schlimm verlaufen. Weil Alles, was ich für mich erstrebe, jeder Andere für sich erstrebt. Und da Jeder nach möglichst viel Glück trachtet, dieses Glück aber für alle Menschen das selbe ist, so reicht es niemals für alle. Wenn Jeder für sich lebt, ist gar nicht zu vermeiden, daß Einer dem Andern Etwas wegnimmt; daß Alle gegen einander kämpfen, einander hassen und unglücklich machen. Selbst wenn die Menschen erreichen, wonach sie streben, können sie doch niemals genug bekommen, haben Angst, man könne ihnen das Erlangte wegnehmen, und beneiden Alle, die erreicht haben, wonach sie trachteten.

Wenn Jeder sein Leben in seinen Körper verlegt, muß dieses Leben unglücklich sein. So ist es jetzt bei all diesen Leuten. Es soll aber nicht so, soll nicht unglücklich sein. Das Leben ist uns zum Glück gegeben. Damit es aber so sei, müssen die Menschen einsehen, daß unser wirkliches Leben nicht in unserem Körper ist; und daß unser Glück nicht darin besteht, zu thun, was der Körper will, sondern zu thun, was der Geist verlangt, der in allen Menschen lebt. Dieser Geist aber verlangt Glück für sich, den Geist. Und da der Geist in allen Menschen der selbe ist, verlangt er das Glück aller Menschen. Allen Menschen Glück wünschen, heißt aber, alle Menschen lieben. Daran kann uns Niemand und nichts hindern. Je mehr Einer liebt, desto freier und froher wird sein Leben.

Die Sache ist also die, daß man trotz allen Bemühungen nicht fertig bringt, seinem Körper zu Gefallen zu leben, weil man Das, was er verlangt, nicht immer erreichen kann; und selbst wenn man es erreicht, muß man mit Anderen kämpfen. Dem Geist, der Seele kann man immer zu Gefallen leben, weil die Seele nur Liebe braucht und weil man der Liebe wegen mit Keinem zu kämpfen genöthigt ist. Je mehr man liebt, desto näher kommt man den Anderen. Warum also nicht lieben? Jeder wird nicht nur selbst um so froher und glücklicher, je mehr er liebt, sondern er macht auch Andere um so froher und glücklicher.

Das also wollte ich Euch, meine lieben Freunde, zum Abschied sagen; wollte Euch sagen, was alle heiligen und weisen Männer, was Christus und alle Weisen der Welt Euch gelehrt haben, nämlich: daß unser Leben unglücklich durch uns selbst ist; daß die Macht, die uns ins Leben gesandt hat und die wir Gott nennen, uns nicht gesandt hat, damit wir uns quälen, sondern, damit wir das Glück erlangen, nach dem wir Alle trachten, und daß wir das uns bestimmte Glück nur dann nicht erlangen, wenn wir das Leben nicht so auffassen, wie wir müssen, und nicht Das thun, was wir thun müssen.

So aber klagen wir über das Leben, behaupten, es sei schlecht eingerichtet,

und bedenken nicht, daß nicht unser Leben schlecht eingerichtet ist, sondern, daß wir nicht Das thun, was wir thun müssen. Es ist gerade so, wie wenn ein Käufer darüber klagt, daß es so viele Wirtshäuser giebt, während die vielen Wirtshäuser doch nur bestehen können, weil es so viele Käufer giebt.

Das Leben ist den Menschen gegeben, damit sie glücklich seien; sie müssen sich dieses Glück nur auch aneignen. Wenn die Menschen nur in Liebe und nicht in Haß lebten, wäre das Leben Aller ein ununterbrochenes Glück.

Jetzt heißt es überall, unser Leben sei schlecht und unglücklich, weil es schlecht eingerichtet sei; man brauche die schlechten Einrichtungen nur in gute umzuändern: dann werde auch unser Leben gut. Liebe Freunde, glaubt Das nicht! Glaubte nicht, daß diese oder jene Einrichtung Euer Leben schlechter oder besser machen kann. Ich will gar nicht davon reden, daß alle Leute, die sich um die besten Lebenseinrichtungen bemühen, unter einander uneinig sind und streiten. Die Einen schlagen eine Lebenseinrichtung als die beste vor, die Andern erklären sie für die allerschlechteste und für gut nur ihre, die noch Andere wiederum spottschlecht nennen. Und gäbe es eine allerbeste Lebenseinrichtung: wie soll man denn bewirken, daß die Menschen danach leben, wenn sie an ein schlechtes Leben gewöhnt sind und es gern haben? Thatsächlich sind wir jetzt an ein schlechtes Leben gewöhnt, haben es gern, sagen aber, wir würden gut leben, wenn die Lebenseinrichtung gut wäre. Wie ist wohl eine gute Lebenseinrichtung möglich, wenn die Menschen schlecht sind?

Zunächst müßten die Menschen selbst besser werden. Man verspricht Euch ein gutes Leben, wenn Ihr, die Ihr ein so schlechtes Leben führt, auch noch gegen Menschen kämpft, sie mit Gewalt unterwerft, sogar tödet, um diese gute Lebenseinrichtung herbeizuführen. Das heißt: man verspricht Euch ein gutes Leben, wenn Ihr selbst noch schlechter werdet, als Ihr jetzt seid. Glaubte nicht daran, liebe Freunde! Es giebt nur ein Mittel, das Leben zu bessern: die Menschen müssen selbst besser werden.

Euer Glück und das Glück Aller liegt niemals in einer sündhaften, auf Gewalt gegründeten Lebenseinrichtung, sondern in der Sorge für Euer Seelenheil. Nur durch diese Fürsorge für seine Seele erreicht jeder einzelne Mensch und die Gesamtheit das größtmögliche Glück und die beste Lebenseinrichtung, die man sich nur wünschen kann. Das wahre Glück, das jedes Menschenherz sucht, liegt nicht in irgendeiner zukünftigen, durch Gewalt aufrechtzuerhaltenden Einrichtung, sondern Jeder kann es sofort, überall, in jeder Minute des Lebens und sogar des Todes durch Liebe erlangen.

Dieses Glück ward uns schon vor Jahrhunderten gegeben; die Menschen haben es aber nicht verstanden und nicht angenommen. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo wir gar nicht mehr anders können, wo wir es annehmen müssen; erstens, weil der Unsin und die Leiden unseres Lebens uns dahin gebracht haben, daß dieses Leben einfach unerträglich wird; zweitens, weil die Lehre Christi jetzt so klar geworden ist, daß wir uns zu ihr bekennen müssen. Unser Heil erreichen wir nur durch die Einsicht, daß unser wahres Leben nicht in unserem Körper ruht, sondern in dem göttlichen Geist, der in uns lebt, und daß wir deshalb alle Bemühungen, die wir früher auf die Verbesserung unseres körperlichen Lebens gerichtet haben, jetzt auf das allein wichtige und notwendige Werk richten müssen: daß Jeder in sich die Liebe nicht nur zu Denen, die uns lieben, sondern, wie Christus jagt, zu allen

Menschen, besonders zu Denen, die uns fremd sind und die uns hassen, weiden und stärken muß. Heute ist unser Leben hiervon so weit entfernt, daß im ersten Augenblick ein Uebertragen aller jetzt auf weltliche Dinge gerichteten Bemühungen auf das eine unsichtbare und ungewohnte Werk der Liebe zu allen Menschen unmöglich scheint.

Das scheint aber nur so: die Liebe zu allen Menschen, sogar zu Denen, die uns hassen, ist der Menschenseele nicht so fern wie Haß und Kampf gegen den Nächsten. Die Aenderung der Lebensauffassung ist nicht unmöglich; unmöglich ist die Fortdauer des Kampfes Aller gegen Alle, den wir jetzt führen. Nur diese Aenderung kann die Menschen von der Noth erlösen, die sie jetzt leiden, und deshalb muß diese Aenderung früh oder später kommen.

Liebe Freunde, wozu, warum quält Ihr Euch? Bedenkt doch, daß Euch das größte Glück bestimmt ist und erwerbt es Euch! Alles liegt an Euch. Es ist so leicht, so einfach und macht so viel Freude.

Hier wenden die Leidenden Armen und Bedrückten vielleicht ein: „Das mag für die Reichen und Herrschenden ganz gut sein. Die können ihren Feind leicht lieben, wenn sie ihn in ihrer Macht haben! Aber für uns, die Leidenden, Bedrückten, ist es schwer.“ Das ist nicht richtig.

Liebe Freunde, die Lebensauffassung müssen die Herrschenden und Reichen eben so ändern wie die Bedrückten und Armen. Und für die Armen ist es leichter als für die Reichen. Die Armen brauchen nur nichts zu thun, was gegen die Gebote der Liebe verstößt, nur nicht an Gewaltthaten mitzuwirken: dann verschwindet Alles, was der Liebe im Wege ist, von selbst. Für die Reichen ist es schwieriger, das Evangelium der Liebe anzunehmen und zu befolgen. Sie müssen, um diesem Evangelium zu gehorchen, auf die Versuchungen, die Macht und Reichthum mit sich bringen, verzichten. Und Das wird ihnen schwer. Die Armen und Bedrückten aber brauchen nur keine neue Gewalt anzuwenden und, was die Hauptsache ist, an der alten nicht mitzuwirken.

Wie der einzelne Mensch wächst, wächst auch die Menschheit. In ihr wächst das Bewußtsein der Liebe. Dieses hat in unserer Zeit schon eine Höhe erreicht, die uns erkennen lehrt, daß die Liebe uns retten und die Grundlage unseres Lebens werden muß. Was wir jetzt erblicken, sind die letzten Zustände eines sterbenden Zeitalters, das auf Gewalt und Bosheit, nicht auf Liebe gegründet war. Bald wird Jeder merken, daß all diese Kämpfe, dieser ganze Haß und all diese auf Gewalt gegründeten Einrichtungen unfruchtbarer Lug und Trug sind, die zu nichts Anderem als zu immer größerem Unglück führen. Bald wird Jeder merken, daß das einzige, einfachste und erreichbare Rettungsmittel uns von dem Bewußtsein geboten wird: das Grundprinzip des Lebens Aller ist die Liebe.

Nach einer Legende war der Apostel Johannes im höchsten Alter ganz von einem Gefühl erfüllt und gab ihm stets mit den selben Worten Ausdruck: „Kinder, liebet einander!“ Das war der Rath eines Mannes, der bis an die äußerste Grenze des Lebens gelangt war. Genau so muß sich das Leben der Menschheit äußern, die bis zu einer gewissen Grenze gelangt ist.

Ist ja Alles so einfach, so klar! Man lebt; Das heißt: man wird geboren, wächst, reift, vergeht und stirbt. Kann wirklich der Zweck unseres Lebens in uns selbst liegen? Sicher nicht. „Was ist Das eigentlich?“ fragt man sich. „Was bin ich denn?“ Und die Antwort lautet: „Ein Wesen, das liebt.“ Buerli scheint

es, als ob man nur sich liebe. Aber man braucht nur Etwas länger in der Welt zu sein und ein Wenig nachzudenken, so sieht man ein, daß es mit der Liebe zu sich selbst, dem Wesen, das durchs Leben geht und stirbt, nichts ist. Daß diese Liebe keinen Zweck hat. Man fühlt, daß man sich lieben muß und liebt. Zudem man aber sich selbst liebt, fühlt man zugleich, daß der Gegenstand der Liebe unwürdig ist. Aufhören, zu lieben: Das kann man nicht. Denn die Liebe ist das Leben. Was soll also werden? Man liebt Andere, Verwandte, Freunde, Wesen, die wieder lieben. Anfangs scheint Das zu genügen. Aber erstens sind all diese Menschen unvollkommen, zweitens verändern sie sich und drittens sterben sie. Wen soll man also lieben? Es giebt nur eine Antwort: man muß Alle lieben, muß die Grundlage aller Liebe, muß die Liebe, muß Gott lieben. Nicht der bestimmten Person wegen muß man lieben, nicht seiner selbst wegen, sondern der Liebe wegen.

Das braucht man nur zu begreifen; dann verschwindet mit einem Mal alles Böse aus dem Leben und das Leben wird klar und heiter.

„Das wäre schön“, sagen die Leute; „wenns nur Alle thäten. So aber läuft es darauf hinaus, daß ich der Liebe lebe, daß ich den Anderen Alles hingebende, während Die für sich und ihren Leib leben. Was wird dann aus mir und meiner Familie, aus denen, die ich liebe, die ich lieben muß? Geredet wird über die Liebe schon lange; doch Niemand handelt, wie er redet. Das kann auch Niemand. Sein Leben der Liebe widmen könnte man nur, wenn alle Menschen wie durch ein Wunder bereitet würden, das weltliche, körperliche Leben in ein geistiges, göttliches zu wandeln. Aber dieses Wunder geschieht nicht und deshalb bleibt bei Worten ohne That.“ So sprechen Leute, die sich bei ihrem falschen gewohnten Leben beruhigen. Sie sprechen so, wissen aber in der Tiefe ihres Herzens, daß sie Unrecht haben, daß ihr Urtheil verkehrt ist. Es ist verkehrt, weil eine Wendung des Lebens Aller nur bei Vortheilen im weltlichen, körperlichen Leben nöthig ist, nicht aber im geistigen: der Liebe zu Gott und Menschen. Die Liebe verschafft dem Menschen Glück nicht durch ihre Folgen, sondern durch sich selbst; verschafft es ihm ganz unabhängig von Dem, was andere Menschen thun und was überhaupt in der Außenwelt geschieht. Die Liebe bringt dadurch Glück, daß Jemand, der liebt, mit Gott vereint wird und nichts für sich wünscht, sondern Alles, was er hat, selbst sein Leben, für Andere hingeben will und in dieser Hingabe an Gott sein Glück findet. Deshalb kann Alles, was andere Leute thun, und Alles, was in der Welt geschieht, auf sein Thun keinen Einfluß haben. Lieben heißt: sich Gott hingeben; thun, was Gott will; Gott aber ist die Liebe, Gott will Allen Gutes und kann also nicht wollen, daß Jemand, der seine Gebote erfüllt, zu Grunde gehe. Einer, der recht liebt, geht auch unter Nichtliebenden nicht zu Grunde. Und selbst wenn er, wie Christus am Kreuz, unter Menschen umkommt, so ist sein Tod eine Freude für ihn und ein bedeutsames Werk für die Andern; nicht aber traurig und nichtig wie der Tod weltlicher Leute. Die Ausrede, daß man sich nicht ganz der Liebe widme, weil es nicht Alle thun, man also allein bliebe, ist unklug und häßlich. Wird denn Einer, der arbeiten muß, um sich und seine Kinder zu ernähren, es nicht thun, weil Andere nicht arbeiten?

Liebe Freunde, laßt uns unser Leben an die Vermehrung der Liebe in uns setzen, mag die Welt gehen, wie sie will, ist zu sagen: wie es ihr von oben bestimmt wird. Wenn wir so handeln, erlangen wir das größte Glück für uns selbst und thun Anderen so viel Gutes, wie wir nur können.

Nun noch ein Wort, liebe Freunde. Von keinem Werke kann man wissen, ob es gut oder schlecht ist, wenn man es nicht im Leben erprobt hat. Wenn man einem Landmann sagt, es sei gut, den Roggen in Reihen zu säen, oder einem Imker, Bienenkörbe mit Rähmchen zu machen, so wird ein verständiger Landmann und Bienenzüchter, um zu erfahren, ob der Rath zu befolgen sei, einen Versuch machen und danach handeln. So ist's auch mit dem Leben. Um zu erfahren, wie weit die Lehre von der Liebe im Leben anwendbar sei, müßt Ihr sie erproben.

Macht den Versuch. Verpflichtet Euch, eine Weile alle Gebote der Liebe zu befolgen. Lebt so, daß Ihr bei jedem Thun zunächst daran denkt, alle Menschen, Diebe, Trunkenbolde, rohe Vorgesetzte oder Untergebene, zu lieben, daß Ihr zunächst daran denkt, was ihnen nützlich sei, nicht aber Euch. Und wenn Ihr so gelebt habt, fragt Euch: War Das schwer? Haben wir uns verschlechtert oder unser Leben verbessert? Und dann entscheidet, je nach der Erfahrungslehre, ob thätige Liebe Glück und Segen bringt oder nicht. Probird es aus, bemüht Euch, statt dem Beleidiger Böses mit Bösem zu vergelten, statt Einen, der ein schlechtes Leben führt, hinter seinem Rücken zu schelten, bemüht Euch, statt Jenes Böses mit Gutem zu vergelten, nichts Schlechtes über einen Menschen zu sagen, selbst mit dem Vieh, dem Hund nicht roh umzugehen, sondern gut und freundlich; lebt so einen Tag, zwei Tage oder mehr (nur zur Probe): und vergleicht Euren Seelenzustand in dieser Zeit mit dem früheren. Macht den Versuch: und Ihr werdet sehen, wie die finstere, trübe Stimmung einer fröhlichen weicht. Lebt so eine zweite und dritte Woche: und Ihr werdet sehen, wie Eure seelische Heiterkeit zunimmt und Euer Schaffen gedeiht. Macht den Versuch, liebe Freunde: und Ihr werdet sehen, daß das Evangelium der Liebe nicht nur Worte bringt, sondern den Ruf zur Allen nächsten, Allen verständlichen, Allen notwendigen That.

Zaknaja Poljana, 1909.

Von Nikolajewitsch Tolstoi.



Arbeit und Spiel.*)

Arbeit ist eine stetige, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Thätigkeit. „Spiel ist die freithätige Darlegung des Inneren.“ Wenn wir diese beiden Ausdrücke vergleichen, so erscheint Arbeit als Gegensatz des Spieles. Und es ist nicht zu leugnen, daß hier ein Gegensatz vorliegt, namentlich, wenn wir die Arbeit nur als den Fluch betrachten, im Schweisse des Angesichtes unser Brot zu verdienen. Wie aber, wenn wir sie als ein Erziehungsmittel auffassen, als eine Strafe, die einen Segen enthält?

Wer die Arbeit nur als das Mittel ansieht, das der Zwang der Verhältnisse ihm auferlegt, Der wird noch heute das Wort, mit dem der Mensch aus dem Paradies getrieben worden, nicht als Segen empfinden. Aber so gewiß der Thätigkeitstrieb im Kinde sich regt, ohne daß es von dem Zwang der Verhältnisse, sein Brot zu verdienen, getrieben wird, so gewiß können wir den Thätigkeit-, den Schaffens- trieb als Triebfeder zur Arbeit bei den Menschen voraussetzen.

*) Eine Probe aus dem Buch „Was ich von Fröbel lernte und lehrte“, das Frau Dr. Goldschmidt in der Leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt.

Die Natur bot dem Menschen die Nahrung auch ohne Arbeit. Das nomadische Umherschweifen gab immer einen anderen Boden mit neuen Pflanzen und Früchten. Regte sich im Menschen nicht der schöpferische, der Tätigkeitstrieb, so hätte er gelebt und hätte sich fortgepflanzt wie andere Lebewesen. Daß in unserer heutigen Kulturverhältnissen dieser eigentliche Ausgangspunkt, von dem aus die Arbeit des Menschen betrachtet werden muß, nicht deutlich erkennbar und entgegentritt, daß unsere Kultur oft das Wort „Wohlthat wird Plage“ beschäftigt, darf unsere Auffassung nicht beeinflussen. Wir müssen wiederholen: das Kind, das uns vielfach Repräsentant des Naturzustandes der Gesamtheit ist, zeigt uns deutlich den schöpferischen Trieb des Menschen ohne jeden Neben Zweck.

Wir können keine Triebe schaffen, wir können sie nur leiten, bilden, entwickeln, auch unterdrücken; bisher hat weder die Selbstbeziehung der Menschheit (die Kultur) noch die Erziehungswissenschaft (Pädagogik) diese Aufgabe bewältigt.

Fröbel sagt die Arbeit des Menschen als schöpferischen Trieb auf, nicht, weil er Idealist ist, sondern, weil er, wie jeder Forscher, in die Gesetze der Entwicklung einzubringen strebte. In seiner Menschenerziehung heißt es: „Ernieuernd, nur zu dulden, nicht zu verbreiten, ist der Gedanke, als arbeite, schaffe der Mensch nur darum, seinen Körper, seine Hülle zu erhalten, sich Brot, Haus und Kleidung zu erwerben. Rein: der Mensch schafft ursprünglich und eigentlich nur, damit das in ihm liegende Geistige, Göttliche sich außer ihm gestalte und er so sein eigenes, göttliches Wesen und das Weien Gottes erkenne.“ So aufgefaßt, wird sich der Zusammenhang zwischen Arbeit und Spiel natürlich ergeben. Auch die Arbeit ist die freithätige Darlegung des Inneren, die bei dem Kinde sich im Spiel zeigt. „Was ist denn das Spiel der Kleinen? Es ist das Spiel des Lebens selbst, nur in seinen Anfängen.“

Die landläufige Meinung das Kind spiele, weil es noch nicht arbeiten kann, hat der Erkenntnis Flüg gemacht, daß des Kindes Spiel seine Arbeit ist. Das Kind spielt, um die Zeit zu benutzen, nicht, um sie zu vertreiben. Wenn wir bedenken, daß das Kind, außer in den physischen Funktionen der Nahrungsaufnahme, der Verdauung und des Schlafes, sein Wesen nur im Spiel offenbaren kann, dann müssen wir diesem Spiel für die Entwicklung seiner geistigen, gemüthlichen und sittlichen Anlagen eine große Bedeutung zuerkennen.

„Spielen, Spiel ist die höchste Stufe der Kindheitsentwicklung, denn es ist die freithätige Darlegung des Inneren, die Darstellung des Inneren aus Nothwendigkeit und Bedürfnis des Inneren selbst. Spiel ist das reinste, geistigste Erzeugniß des Menschen auf dieser Stufe und ist zugleich das Vorbild und Nachbild des gesammten Menschenlebens. Die Quellen alles Guten ruhen in ihm, gehen aus ihm hervor: ein Kind, das tüchtig, selbstthätig ist, ausdauernd, ausdauernd bis zur körperlichen Ermüdung spielt, wird gewiß auch ein tüchtiger, stiller, ausdauernder, Freund- und Eigenwohl mit Ausopferung befördernder Mensch. Ist nicht die schönste Erscheinung des Kinderlebens dieser Zeit das spielende Kind, das in seinem Spiel ganz aufgehende Kind?“ Und weiter sagt Fröbel: „Dem ruhigen, durchdringenden Blick des echten Menschenkenners liegt in dem freithätig gewöhnten Spiel des Kindes dessen künftiges inneres Leben offenbar vor Augen. Die Spiele dieses Alters sind die Herzblätter des ganzen künftigen Lebens, denn der ganze Mensch entwickelt sich in ihnen, in seinen feinsten Anlagen, in seinem

inneren Sein. Das ganze künftige Leben des Menschen hat in diesem Lebenszeitraum seine Quelle. Das Kind soll im Spiel und durch das Spiel ein zu ihm sprichendes Erziehungsbuch zur Beachtung für sich selbst, finden."

Der Gedanke, daß das Spiel des Kindes und Spiele überhaupt eine sehr große Bedeutung haben, datirt nicht von Fröbel; er ist so alt wie unsere Kultur. Namentlich ist es das griechische Volk, bei dem wir so deutlich auch darin die Harmonie seines Lebens erkennen, daß seine Spiele „Feste“, religiöse Feste waren und daß selbst ein so strenger Gesetzgeber wie Lykurg für die Spartaner Tänze und gymnastische Uebungen anordnete. Plato hat bereits Spiele für Kinder vorgeschlagen, die denen Fröbels ähnlich sind. Er sagt: „Vom dritten Jahr an bietet man dem Kind Spiele, die diesem Alter angemessen sind, woraus man auf den künftigen Beruf schließen könne; spielend lassen sich auch manche Kenntnisse und Fertigkeiten beibringen, namentlich solche, die sich auf die Geometrie beziehen.“ Plato hält die Spiele der Kinder für so wichtig, daß er meint, man dürfe sie nicht verändern, weil sonst ein veränderlicher Charakter erzeugt werde, der leicht selbst die geistliche Ordnung im Staat gefährdet.

Die Erkenntniß des Spieltriebes als des schöpferischen, als des höchsten Triebes, der uns Menschen geworden, führt uns zu der Einsicht, daß die Menge fertiger Spielsachen, die wir dem Kinde geben, nicht nur deshalb schlechte Spielmittel sind, weil sie zum Herfordern zeigen, sondern, weil sie die Schaffensfreudigkeit fördern. Wenn wir einen Erwachsenen, der in sich schöpferische Kraft zählt, zwingen, nur die Werke Anderer in sich aufzunehmen, wenn wir ihm keine Zeit gönnen, seiner inneren Schaffenslust zu genügen, dann sehen wir, daß Unmuth, Verstimmung, Verdüsterung sich seiner bemächtigen. Das Kind ist sich selbst nicht klar und kann sich nicht dagegen sträuben, daß ihm Etwas aufgedrängt wird, das seiner Natur, seinem inneren Wesen widerspricht. Uns aber mag diese Erkenntniß von dem Schaffenstrieb auch für die späteren Stufen geistiger Entwicklung ein Fingerzeig sein. Wer vermag zu berechnen, wie viel schöpferische Kraft durch Aufnehmen Dessen, was wir nicht verarbeiten können, verloren geht? Denn nicht nur für die Kindheitsstufe ist der Ausdruck Fröbels zu beherzigen: „Nicht, was der Mensch aufnimmt, sondern, was er aus sich heraus gestaltet, Das giebt ihm seine Bedeutung und seinen Werth.“

„Das Streben des Menschen in der frühesten Kindheit ist höher und kräftiger als das der meisten Menschen im späteren Alter; die geistige Kraft in ihrer unbewußten frühesten Zeit hat gewiß eine innere Stärke, von welcher wir Erwachsenen und Bewußten uns keine Vorstellung machen können.“ Bedeutend ist Fröbels Ausdruck über den Gewinn, den die Erwachsenen von der Beobachtung des Kindeslebens und seiner Spiele haben können: „Der Erwachsene erblickt dadurch wie in einem Spiegel die ihm selbst ferne, die ihm nicht anschaulich eigene Kindheit, die ja der Mensch, wie sein eigenes Angesicht, nicht selbst sehen kann, sondern in einem Spiegel schauen muß. Durch die Beobachtung der Kinder, der Kindheit wird der Mensch sich selbst und ihm sein Leben klar; es kommt Einheit in dieses Leben.“

Wir können das Prinzip, das die Spielmethode Fröbels beherrscht, in die Worte fassen: Der Spieltrieb des Kindes ist sein Thätigkeit, sein Schaffenstrieb und zeigt die Kulturtriebe des Menschen in ihren Anfängen.

Rainer Maria Rilke.

Ich kenne Rilke seit seinem ersten Buch, seit seinen „Larenopfer“, kennend seinen ganzen Weg; aber nun sehe ich auch sein Ziel. Er ist für uns, die nach ihm kamen, der größte Verführer gewesen, größer noch als Hofmannsthal. Doch nur in seinen früheren Büchern, als seinem süßen Silbenschall noch eine Manier eigen war. Nur die Manier ist gefährlich, nicht die ausgeglichene Kunstanschauung; nur die Einseitigkeit, nicht die Harmonie; Heine, nicht Goethe. Jetzt hat er seine Manier, all dieses erkünstelte Affoniren und Alliteriren, abgethan und kann Führer sein, nicht Verführer nur. Gewiß hat ihn gerade seine Manier erst der Erkenntniß seines Zieles nähergebracht, wie ja jede Einseitigkeit, Uebertreibung in der Kunst von Nutzen sein kann, wenn man in ihr nicht befangen bleibt. Das Wesen seiner Kunst ist nun klar enthüllt.

Noch vor zwei, drei Jahren hätte ich darauf geschworen, daß in der Lyrik der musikalische Gehalt Alles sei. Wie Verlaine darauf schwor. Gedichte waren mir nichts als musikalische Formeln in Worten. Kunst fürs Ohr. Kunst für metaphysische Bedürfnisse. Jeder Vers Rilkes bestätigte Das. Jeder seiner Verse war ein Vogenstrich auf zart sordinirter, melancholisch tönender Geige. Worte, Begriffe, die ihre Sachlichkeit abzulegen schienen, die sich in Melodien verflüchtigten, ganz in Musik auflösten. Diese Kunst bedurfte eines nur engen Reiches. Die Sehnsucht und der Stolz der Mädchen-Königinnen, die Demuth der Engel, die Schmerzseligkeit Mariae. Nicht auf die Weite des Umkreises kam es an, sondern auf die Fülle der musikalischen Variationen, auf immer neuen Schmelz der Laute.

In den letzten Büchern Rilkes ist nun eine vollständige Wandlung. Diese letzten Bücher haben mich überzeugt, daß die Lyrik eben so Wirkungen der Malerei, ja, der Plastik wie der Musik zu erreichen vermag. Ihre geistigen, sensuellen Wirkungen. Daß sie das Wort als Material wie Thon oder Marmor oder wie Stift und Farbe behandeln, aus dem Wort nicht nur musikalische Nuancen, sondern Reflexe des Lichtes und der Bewegung locken kann.

Solche Kunst hat Können zur Voraussetzung. Unbewußtheit, Intuition genügt solchem Gelingen nicht. Solche Kunst will Vertrautheit mit allen Kräften der Sprache, mit allen ihren Schlichen und Finessen, mit allen ihren Zwischen- und Untertönen, allen ihren Deutigkeiten und Raffinements. Will technische Meisterschaft als Voraussetzung, unbegrenzte Beherrschung des Materials. Sie versagt sich dem Dilettanten ganz, der in der Lyrik sich bisher ohne Schranken tummeln konnte, weil Ueberschwang allein schon als Poesie galt. Ihre Strenge, ihre Vollkommenheit, ihre Souveränität wehrt ihn ab. Sie will erarbeitet sein. Der Ernst, mit dem Rilke mir erzählte, wie er im Jardin des Plantes ein Thier betrachtet, wie er täglich zu ihm zurückkehrt und es anschaut, um

das Bild in all seiner unmittelbaren Lebendigkeit, in knappsten und kennzeichnendsten Zügen zu bannen, dieser Ernst des arbeitenden, kreuzenden, meißelnden, formenden Künstlers ist mir unvergänglich.

Die Lyrik kehrt hier wieder zur Sachlichkeit zurück. Sie hat seit Langem nichts als Reflexe wiedergegeben. Gefühls- und Gedankenreflexe. Die Dinge waren nur Anreger. Die Stimmungen, die sie dem Dichter mitteilten, die Gemüthszustände, in die sie ihn versetzten, waren die Hauptsache. Die Lyrik ist die subjektivste der Künste: und die Dichter verhüllten die Dinge mit ihrer Persönlichkeit, mit ihrer Subjektivität, daß man nur die Gegenwart der Dinge ahnte, ihren Duft nur witterte, ihr Leuchten nur schimmern sah; aber man schaute sie nicht. Nicht die Natur sah man durch ein Temperament, denn Natur und Temperament hatten die Rollen vertauscht: die Natur war ein Transparent geworden, durch dessen vernebelte Scheiben man das Temperament sah. Die Dinge sprachen nicht direkt aus den Versen, traten aus ihnen nicht unmittelbar hervor. Man verwechselte Sachlichkeit mit Rückständigkeit und fürchtete sie.

Den Schleier, der auf den Dingen lag, hat Rilke gehoben. Wie die malenden Impressionisten nähert er sich der immer bewegten Natur. Sie ist nackt wie Gott. Ihre Erscheinungen selbst, nicht die Zustände, die sie auslösen, sucht er einzufangen. Nicht das Subjekt: das Objekt rückt er in das Licht. Wird seine Kunst dadurch etwa unpersönlich? Hier erlebt man das ewig Geltende: wo die Persönlichkeit vorhanden ist, verleugnet sie sich niemals in ihren Schöpfungen. Rilkes stilistische Struktur, die Wahl seiner Vergleiche, das Uebergleiten der Verse, das Ausklingen der Reime wird man nicht verkennen. Besonders seine Anschaulichkeit nicht.

Im Jardin du Luxembourg hat er „Das Karouffell“ gedichtet. Ein Karouffell, das sich dreht und kreist; nichts mehr. Auf einem Hirsch ein kleines Mädchen, auf einem Löwen ein Junge, auf schaukelnden Pferden größere Mädchen; „und dann und wann ein weißer Elefant“.

„Ein Roth, ein Grün, ein Grau vorbeigefendet,
ein kleines, kaum begonnenes Profil.
Und manches Mal ein Lächeln hergewendet
an dieses athemlose blinde Spiel.“

Nichts mehr. Und doch kommt mir vor, als wäre nie ein pariserisches Gedicht geschrieben worden. Man weiß: da ist ein ganz bestimmtes Karouffell. Und es steht in der leichten, flimmernden, immer von leisem Rausch angehauchten Luft dieser Stadt, deren Leben selbst ein athemloses blindes Spiel zu sein scheint. Rilke beschreibt eine „Spanische Tänzerin“. Man sieht diesen Tanz, der zuckende Flamme ist, hört das stachelnde Klappern der Kastagnetten, fängt die herrisch hochmüthige Geberde und zuletzt das süß grüßende Lächeln auf. Die ganze Pracht der Rasse lodert in den Versen. Er schildert in dem Gedicht „Der letzte Graf von Brederode entzieht sich türkischer Gefangenschaft“ eines Helden Flucht:

„Bis der Fluß
auftraufchte nah und bligend. Ein Entschluß
hob ihn sammt seiner Roth und machte ihn
wieder zum Knaben fürstlichen Gebütes.
Ein Lächeln adeliger Frauen goß
noch einmal Süßigkeit in sein verträutes,
vollendetes Gesicht. Er zwang sein Roß,
groß wie sein Herz zu gehn, sein blutdurchglühtes:
es trug ihn in den Strom wie in sein Schloß.“

Sieht man nicht diese straffe Bewegung, die das Pferd in den Fluß führt, das heroisch stolze Sterben Zweier? Er beschreibt den „Fahrenträger“, der die Fahne feierlich und liebevoll vor sich trägt, wie eine Frau. Er ist der Muth und die Treue selbst; er darf sie nicht verlassen. Nur in der Schlacht

„dann darf er sie abreißen von dem Stode,
als riß' er sie aus ihrem Räderenthum,
um sie zu halten unterm Waffenrode.“

„Die Erblindende“ beschreibt er, zuerst, wie sie ihre Tasse saßt, ein Wenig anders als die Andern, dann ihr Lächeln, „es that fast weh“, zuletzt ihr Wehen durch die Zimmer

„als wäre Etwas noch nicht überflogen,
und doch: als ob, nach einem Uebergang,
sie nicht mehr gehen würde, sondern fliegen.“

Den „Panther“ hinter Gitterstäben:

„Der weiche Gang geschmeidig harter Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der bräunt ein großer Wille steht.“

Niemals ist der Rhythmus eines Kapenleibes mit so sicheren Strichen errast worden. Dann aber die serenem Züge der Venus, die aus den Wellen steigt, die unsicheren Schritte Gurydikes . . . Eine Flucht von Bildern und Gestalten, deren Schönheit strahlt. Sie strahlt von Nacktheit, von Reinheit, von unermischtem Leben. Sie ist aus der Realität geschöpft; ein erhobener Verismus. Gewiß stillstret, was aber die Unmittelbarkeit nicht abschwächt, sondern steigert. Jede Kunst, die dem Wesentlichen nachgeht, gelangt zur Stillisirung.

Was ehemals Melodie war, Wohlklang und nichts als Wohlklang, ist nun Linie, Bewegung. Und da alle Harmonie, auch die der Formen, Musik ist, ist auch hier wieder Musik; Musik, nicht nur Wohlklang. Das Singen der Dinge selbst, nicht das Singen über die Dinge. Nicht die „beseelte“ Natur, sondern die Seele der Natur selbst. Die Andacht vor dem Traum ist eine Andacht vor den Dingen geworden.*)

Wien.

Camill Hoffmann.

*) Rilkes „Neue Gedichte“ sind im Leipziger Inselverlag erschienen.

Brigantaggio.*)

Unter den Großmächten dieser Erde ist vielleicht eine der größten die Macht der Gewohnheit. Was hätte man in Mitteleuropa zu reden gehabt, wie viele Spalten hätten die Blätter den Zuschriften ihrer Abonnenten gewidmet, wenn das vorgefallen wäre, was ich in Reggio am letzten Abend meines dortigen Aufenthaltes erlebte! Und was thaten die Leute in Reggio?

Ich war just eingeschlafen (und habe einen leichten Schlaf: Das gebe ich zu). Aber auch wenn ich mitten im tiefsten Schlummer gelegen hätte, ich hätte aufwachen müssen. Ich fuhr auf und rief? „Cosa?“ Antwort gab mir der wüste Klappertanz meines gesammten Wackgeschirres; und als nun noch mein Bett mit mir heftig zu tanzen begann, zweifelte ich nicht mehr: Das war ein niedliches kleines Erdbeben, vielleicht der Vorbote eines großen. Es fiel mir aber nicht ein, aufzustehen, Alarm zu schlagen, zu fliehen. Es war ja friedlich still ringsum. Keiner schien sich um das Wackchen zu kümmern. Eine Viertelstunde lang lag ich und wartete, ob nun gewaltige Stöße kämen und Reggio wieder einmal wackte. Nichts. Im Wartens schlief ich gemüthlich ein und schlummerte süß, bis mich der Henschnack um halb sieben Uhr morgens weckte. Ich fragte sogleich, was denn nach Elf losgewesen, ob er nichts vom „terremoto“ verspürt habe. O Du heilige Großmacht der Gewohnheit; er ahnte nichts! Oder hatte ich mich getäuscht? War ich einem Traum zum Opfer gefallen? Den bejahrten Ratticher, der mich und mein Gepäck zum Bahnhof brachte, fragte ich bang. Aber der Ehrenmann wußte, was sich begeben hatte; es war also doch kein Traum gewesen. Mit gemüthlichem Lachen erzählte er:

„Ja, es war ein Erdstoß, aber so wenig! Im Süden, gegen Capo Spartivento, hat man es stärker gespürt. Die Herren Reisenden, die gerade mit dem Zug ankamen, haben erzählt, daß sie es ordentlich in den Waggons gefühlt haben.“

Nun ja: damit man sich in Reggio aufsege, muß es schon ärger kommen; faulheid. Die Großmacht der Gewohnheit thut's. Ich aber verließ um acht Uhr Reggio mit dem verpflichtenden Bewußtsein, daß diese Stadt mir während meines kurzen Aufenthaltes das „Wacke“ geboten, daß sie zu birten hatte.

Und nun ging's die Westküste aufwärts. Das Land zeigte sich mir als blüthenreichen und fruchtenschweren Garten. In lichtem Goldschlein blinkten aus dem Laubwerk Hunderte von Bäumen Niesencitronen, dunkelgoldig glänzten die Kugeln der Orangensüchte, Maulbeerbäume schwenkten ihre langhügeligen Blätter, Mandeln wurden geerntet, junge Feigen zeigten schüchtern ihr tiefdunkles Grün und über dem Wall der Pelargonien prangten in feurigerem Roth Ornatblüthen an den Kesten. Und immer im Westen die kaum bewegte See, die der großen Halbinsel Geschichten von der kleineren Insel dort drüben raunend erzählte und verächtlich drüben das gleiche Spiel trieb.

Scilla! Den Ausruf des Namens empfand ich geradezu wie ein Ereigniß. So tief auch das Interesse für Weltgeschichte in mir wurzelt: ich spürte so recht, daß die Mythen, die man in jungen Jahren aufnimmt, viel, viel stärker im Geiße

*) Aus dem im Wiener Verlag „Lumen“ erscheinenden illustrierten Buch „Armes Kalabrien!“, das den Verfasser des Romans „Christus, nicht Jesus“ in neuem Licht zeigt.

und Herz nachhallen als die Historie. Der Anblick des jagenumwobenen Felsers, den häufige Erdbeben und Wogenprall bereits arg abbrockelten, an dessen linker Flanke das Fischerstädtchen h'angebaut ist und dessen Haupt das schon etwas ruinenhafte Schloß der Prinzen Ruffo di Scilla krönt, ist so malerisch, daß er nicht ernüchtert und die Phantasie erdödet. Ich blidte und träumte; und es that mir leid, daß der Zug so rasch die Station verließ.

Das Bild wechselte. Sizilien entfiel dem Blicken und end'los breitete sich das Meer; landeinwärts machte der Fruchtgarten Bergwänden Platz, die stark aufstiegen und bis an die Bahn herabreichten, die oft unter einem Bergfuß durch dunkle Wölbungen schlüpfen mußte. Alle diese Bergwände stiegen in kleinen Terrassen auf, deren senkrechte Wändchen gemauert waren und deren schmale Plattformen je eine Rebenteiße trugen. Das sah zierlich und kunstvoll aus.

„Bagnara!“ verkündete der Kondukteur, öffnete die Thür meines Abtheils und rief einen Träger herbei. Ich war, nach nur anderthalbstündiger Fahrt, schon an meinem vorläufigen Ziel angelangt. Das Handgepäck ließ ich auf dem Bahnhof zurück und ging, vom Träger geführt, von einem unauffällig seine Dienste anbietenden Kutscher ohne Pferd und Wagen gefolgt, zu dem Mann, an den mich der freundliche Vizekonsul in Reggio gewiesen hatte, auf daß ich mir Rath hole in Sachen Npromonte. Der Bagnarese lag krank darnieder, empfing mich jedoch. Ich übergab ihm das Empfehlungsschreiben und that, neben dem Krankenlager sitzend, meine Ansichten kund. Männliche und weibliche Familienmitglieder in verschiedenen Altersstufen versammelten sich und es wurde Kriegsrath gehalten. Auch der Kutscher, der eingetreten war, theilte sich und wurde schließlich, nachdem ich von seiner Forderung zehn Lire abgezogen hatte, zu seiner vollsten Zufriedenheit in meine Dienste genommen. Zuerst sollte er mich von Bagnara auf den Glasberg führen, dann von dort nach St. Eufemia, einem kleinen Nest am Fuß des Npromonte. Einen besseren und leichteren Weg auf den nahezu zweitausend Meter hohen Motalto, den höchsten Gipfel des Npromontengebirges, als den über Bagnara-Eufemia giebt es nicht. Aber mein erstes Ziel war ja nun der Glasberg, dieser noch nicht sechshundert Meter zählende Zwerg. Mit den besten Wünschen für baldige Genesung und mit allseitiger Dankagung schied ich aus dem Haus meines Berathers. Sieh da; an der Schwelle sah noch mein Träger. Welche rührende Anhänglichkeit! Sie ward belohnt, wie eigentlich jede Tugend es werden mußte, und trug eine kleine Silberkrucht. Der Kutscher elkte in den Stall voraus und gab dem Träger in unverständlicher Mundart an, wo man ihn finden würde. Jenem mir noch räthselhaften Ort schritt ich jetzt zu, hinter mir der Träger mit dem vom Bahnhof geholten Handgepäck. „Rechts“ oder „links“ oder „geradeaus“: ganz wie er kommandirte, ging ich und schämte mich nicht einmal eines Kommandanten, der nebst seiner Bloß'ähigkeit noch zahllose andere bedenkliche Kleidungsdefekte aufzuweisen hatte. Ein geradezu wüther Kerl. Aber ich parirte. Aufwärts gingen wir; den Ort Bagnara, der nicht so klein ist wie schmutzig und schmerzhaft gewollert, stiegen wir empor. Seit ich in Kalabrien einzog, vergaß ich fast, daß es Orte giebt, die nicht an Bergeswänden oder auf Hügelrücken aufgebaut sind. Wäre Bagnara als ebene Fläche mit geradem Straßen vor mir aufgetaucht, ich hätte mich maßlos

gewundert und mich fern von Kalabrien geglaubt. Bergauf, bergauf, bis mir der Gepäck tragende Führer ein „Salt“ gebot. Aha: da stand richtig auch schon der Kauf her neben einem Wägelchen. Ach, wie sah das Fahrwerk aus! Da frommten alle Räder, die der „Wasserer“ nun spielen ließ, so gut wie nichts. Der Staub zwar wich; doch Alter und Gebrechen blieben. Nun, viel besser hätte das Fahrzeug, das mich von Rimini nach San Marino bracht, auch nicht ausgesehen; und die Fahrt war doch gnustreich gewesen, wenigstens für Auge und für Herz. Und heute war ich wahrhaftig entschlossen, meinem Ziel zu Liebe alles Böse in den Kauf zu nehmen.

Zweispännig ging's jetzt auf den Monte Cia; allerdings langsam. Eine andere Gangart als einen raschen Schritt erlebte ich bei diesem Pferdepaar nie, weder auf ansteigenden noch auf ebenen noch auch auf abwärts führenden Straßen. Vorläufig allerdings konnte ich ein anderes Tempo als einen langsamen Schritt auch nicht verlangen. Steil wand sich der Weg zwischen den Häusern des scheinbar endlosen Bagnara empor. Ein Praktikant von einem kalabreser Fischer, der vor einem der Häuser auf einem Sessel saß und sich mit einer Schaar anderer unterhielt, fiel mir unter den Typen besonders auf. Eine nervige, sehnige Gestalt, wie aus Holz geschnitten, ein kupferbraunes Antlitz, aus dem ein von weißen Brauen umrahmtes Augenpaar scharf und kühn blickte. Die gestricelte blaue Mütze, die als flaches Biered das Haupt bedeckte und hinten stumpfartig in den Nacken fiel, stand ihm prächtig und das Gewehr, das ihm von der Schulter hing, war eins mit ihm. Das war echt Kalabrien.

Als die Häuser Bagnaras endlich vom Wegrand schwanden, traten die Nebenterrassen an ihre Stelle. Rechts blickte ich zu ihnen empor, links, meerwärts, auf sie hinunter. Der blaue Spiegel lag schon tief unter mir und hier und dort sah ich durch Schluchten auf ihn hinab. Die Sonne brannte unbarmherzig, als wir den hochgelegenen Ort Pellegrina erreichten, dem der cypressenreiche Friedhof Bagnaras gegenüber liegt. Zur Stillung meines Durstes, den der heiße Staub immer neu ansachte, feuchtete ich Lippen und Kehle fast unablässig mit den Risipeln, von denen ich mir in Bagnara in Ermangelung von Orangen einige Duzend gekauft hatte. Aber kaum lag Pellegrina hinter mir, da schwand jäh die Sonne und der Himmel begann, sich mit leichtem Weißgewölke zu umziehen. Ich stellte bebauernd fest, daß auch über Siziliens Bergen ein dünner Schleier lag und im äußersten Westen das Meer wie hinter einem Spinnennetz sich barg. Ich fürchtete, in leerer Frau zu blicken, wenn der Gipfel des Eliasberges einmal erreicht war. Inzwischen hatte der Wagen abermals eine kleine Ortschaft durchfahren. Die Straße wurde ebener. Die weinbewachsenen Hänge waren verschwunden, das lichte, gelbgrüne Laub junger Edelkastanien schimmerte mir überall entgegen. Der Kutscher, der um meine Bildung sehr besorgt war und nicht aufgehört hatte, jede Ortschaft, jeden Berg, Alles, was in den Gesichtskreis trat, bei Namen zu nennen, erklärte, daß wir nun die „corona“ erreicht hätten. La corona, die breite Plattform, welche den Gipfel, die Krone des nicht ganz sechshundert Meter hohen Berges bildet, hatte ich schon früher einmal erblickt, als ich auf der Spitze des Leuchtthurmes von Faro auf Siziliens äußerster Nordostspitze stand und meine Augen die Küste Kalabriens suchten. Der Wächter dort hatte mir damals von der Bedeutung erzählt, die vor Zeiten diese Plattform hatte; und nun, da sie erreicht war, hörte ich nochmals das selbe „Es

war einmal". Rämlich: es war einmal ein brigantaggio in Kalabrien und es war einmal auf dieser Höhe des Monte Elia einer der Hauptstige der Räuber. Als die Eisenbahn noch nicht gebaut war und Alle, die von irgendwoher an der W. stützte Italiens gelegenen Stadt nach Villa San Giovanni, nach Reggio, nach Sizilien wollten, die Fahrstraße benutzen mußten, da war eine goldene Zeit für die Wegelagerer auf dem Eliasberg. Denn es gab nur den einen Weg, nur die eine Straße, die knapp am Berg vorüberführte und noch führt. Dann kam für die Räuber die Zeit des Kampfes auf Tod und Leben und dann begann es eben zu heißen: „Es war einmal“. Wahrhaftig: da war erlöschene Vergangenheit. Die Menschen, die jetzt hier oben die kleinen, aus Darrholz, Zweigen und trockenem Reisig erbauten Hütchen bewohnten, diese niederen, amfälligen Behausungen, die sie mit Weidestieren theilten, waren, falls sie etwa den einsigen Herren und Raubrittern von der „corona“ entkammten, gänzlich aus der Art geschlagen. Höllich grüßten sie, tief zogen sie die Köppchen und streckten mir nicht einmal verlangend die Hände entgegen.

Der Reiter brachte die Pferde zum Stehen (was übrigens leichter war als das Gegenteil), wies mir einen Fußpfad, der meermwärts abzweigte und sehr sanft abstieg, und beehrte mich, daß ich nun immer dem Kirchlein zuschreiten müsse und in zehn bis fünfzehn Minuten mein Ziel erreicht haben würde. Ich sprang aus dem Wagen und schlug die angegebene Richtung ein; schritt auf dem kleinen Weg dahin, der ein Wenig höherreich begann, bald aber bequem weiterführte. Zwischen den niederen bunten Blüthen und kleinen Farnkräutern an beiden Seiten des Abades gaukelten zahllose Schmetterlinge; Fische und Flederwirthlinge, saßblaue Frucht- und prächtig gelbe Aurora-Falter wiegten sich im Schaufelstreifen und ich begrüßte mit wahrhaft kindlicher Freude einen Bienenschwärmer, der neben mir aufzog. Bienenschwärmer! Als Knabe hatte ich für diesen seltenen Schwärmer geschwärmt, aber trotz aller Sehnsucht und Mühe außer in aufgepießtem Zustand niemals einen erblickt. Dazu brachte ich es erst jetzt, fern von der Heimath und fern von der Kindheit.

Vom kleinen Eliaskirchlein trennten mich nun noch wenige Hundert Schritte: Ich hielt die Augen fest auf den Bau gerichtet und wehrte ihnen, nach links oder nach rechts abzuweichen. Ich wollte den Blick von dort oben voll genießen, den ganzen auf einmal, und mich überraschen lassen. Erst überraschte mich ein anderer Abt. Zwischen Kirche und Bergesrand gewahrte ich eine Gestalt, die völlig einem Einsiedler glich, wie Märchen- und Legendenbilder ihn darstellen. Ein langes, schwarzes Gewand, ein wallender, weißer Bart, dunkle Brillen, ein schwarzes Köppchen und in einer Hand ein langer weißer Stab. Wie der Mann so da stand, bot er wahrhaftig ein malerisches Bild. Ich hatte die Kirche verperst und einsam gewohnt und keinem Menschen hier zu finden gedacht. Die Vorbildung, die ich durch meinen Bigenleiter gemessen hatte, war also nicht läckenlos. Ich hatte nur erfahren, daß am Ostermontag hier oben zu Ehren des Propheten ein mit Tanz, Musik und anderen irdischen und vom Satan erfundenen Lustbarkeiten verbundenes Fest stattfände, ein „divertimento“, zu dem aus der engeren und weiteren Umgebung viel Volk zusammenströme, daß aber ansonsten das Kirchlein verödet stehe. Das stimmte also nicht. Ich war jetzt dem Haus und dem Märcheneinsiedler nah gekommen. Für ihn nahm mein Interesse mit jedem Schritt ab. Das war kein

frommer Mönch in der Mitte der Entjagung, sondern ein weissenloser Laie, der nur ein aus der Entfernung wirksames langes Kleidungsstück trug und wohl nur in raffiniertes Verrechnen sich hergerichtet hatte: mit Mantel, Kappe und Bart. Eigentlich also doch ein abgeklärter, ein weltweiser Mann. Er begrüßte mich mit frommem Anstand und ich wußte, daß er mich schon auf die zu gewärtigende „manca“ hin einschätzte. Etwa fünfzig Schritte vor dem Kirchlein, hart am Berggrund, sah ich ein kleines Mauerstück ragen, das drei Holzkreuze krönte. Ueber Ackerland, durch Pappentee hindurch lenkte ich unverzüglich den Schritt dorthin, vom Weißbart langsam gefolgt. Und nun sandte ich die Blicke hinab und ins Weite, um die gerühmte Aussicht zu genießen. Die Sonne hatte sich wenige Minuten früher nochmals durchgerungen und beleuchtete Meer und Land. Aber den Schleier, der die ipporischen Inseln und den Stromboli verhüllte, vermochte sie nicht zu zerreißen. Toch war der Blick, der sich mir bot, trotzdem noch herrlich. Was das Auge entzückte, waren nicht die zwei beträchtlichen Stücke sizilianischen Küstenlandes; die kalabrische Küste, die weithin unter mir sichtbar ward mit ihren Städtchen, Häusern, Bergen, Hügeln, Hainen und Straßen, war ein reizvoller Anblick. Zumal die am Nordfuß des Eliasberges hingebaute Stadt Palmi mit ihren vielen Häusern, deren jedes ich genau sah, mit ihren Oliven- und Orangenhainen fesselte das Auge. Und das große Stück ebenen Landes, das sich nord- und ostwärts an diese Stadt schließt, lag weit gebreitet und ich konnte jede Bodenfalte unterscheiden. Wasser und Bäume gaben dem Boden ein dunkelgrünes Kleid; aber dort, wo es vom Meer bespült ward, trug das Kleid einen Saum; ein schmaler Silberstreif sah es schimmernd ein. Denn silbern sah im Sonnenlichte der graue Uferstrand aus. Ich sah lange auf der Bank, die an der dem Meere zugewandten Seite der kleinen Mauer errichtet ist, und freute mich, daß ich den Weg hierher nahm.

Das Männchen, das sich neben mir niedergelassen und schon mehrmals ein Orientirungsgespräch einzuleiten versucht hatte, von mir aber schändlich um Ruhe gebeten worden war, sah schließlich den Augenblick gekommen, da ich dem Redewechsel zugänglicher erschien. Seine erste That war, daß er aus einem Käßchen ein buntes Bild des Elias zog und es mir reichte. Ich legte es in mein Notizbuch, ohne eine Bemerkung über die künstlerischen Vorzüge der Darstellung fallen zu lassen, und leitete das Gespräch nach meinem Ermessen. So erzähl' ich denn, daß außer am Ostersonntag noch am zwanzigsten Juli, dem Eliastag, hier großes „divertimento“ stattfindet, daß allsonntäglich von Palmi ein Priester komme, um die Messe zu lesen, und daß der alte Mann dann ministrirt und im Uebrigen von Almosen lebe, die er sich in Palmi hole oder hier oben erwarte. Das verlich ihm in meinen Augen eine gewisse Hehlichkeit mit Elias selbst, der ja auch dasaß und auf das Brot wartete, das Gott ihm durch einen Raben zu senden pflegte. Im Kirchlein sah der Rabe aus Holz geschnitten und schwarz gestrichen auch richtig zu Füßen der Holzstatue des Propheten. Dieser trug zum Schutz vor Fliegen einen Organtinschleier über dem Antlitz und in der einen Hand das ihn charakterisirende Feuerschwert, das leider keine größere Wirkung erzielte als eine gedrehte rote Wachskerze. Nachdem der Weißbart den Propheten, ich den Raben und eine kleine Münze das Brot gespielt hatten, schieden wir freundschaftlich und ich schlug wieder den Fußweg ein, an dessen Ende ich den harrenden Wagen finden mußte. Da, kaum dreihundert Schritte unter dem Kirchlein, begegnete ich einem Bauernpaar.

Der hochgewachsene Mann, der den Typus und die Gestalt jenes bewaffneten Helden hatte, trug einen Stod, wie ihn der alte Ministrant getragen, nur erheblich dicker. Das Weib war breit und hämmig und mit einem Ruckelkorb versehen. Ich war schon an dem Paare vorübergekommen, als der Mann, der bei meinem Anblick sogleich mit dem Weibe eifrig zu flüstern begonnen hatte, mich plötzlich anrief.

„Signoria!“ (So redeten mich die Leute in diesen Gegenden an, also etwa: „Guer Gnaden“.)

Ich blieb stehen und fragte den Mann, was er wüßte. Die linke Hand hielt ich in der nahen Rocktasche, in der sich, seit ich den Wagen verlassen hatte, etwas Schweres befand.

Der Mann richtete an mich eine Frage, die ich der Mundart wegen nicht recht verstand, bis die Frau sie wiederholte. Da begriff ich, daß ich gefragt worden war, ob ich allein sei.

Das war eine etwas seltsame Anknüpfung. Wie ein Blitz durchfuhr es mich: „Da ist es!“ Diesem „Es“, auf das ich ja im Geheimen wartete, wollte ich um keinen Preis aus dem Wege gehen. Eifrig nickte ich. „Ja, ich bin ganz allein hier,“ versicherte ich. Die Begleiterin in der Tasche machte mich sicher.

Raum hatte ich die Worte gesprochen, als die Entfernung zwischen mir und dem Mann auch schon schwand. Während ich stehen blieb, sprach der Andere mit großen Sätzen auf mich zu und sein erhobener Arm schwang über dem Haupt den dicken, langen Stod. Das war unverkennbar ein Angriff. Das hieß: „Schlag' nieder und raub aus!“ Schnell aber war ich um einen Schritt zurückgetreten und meine Hand hatte die Waffe gezogen, die ich mit ausgestrecktem Arm dem drohend Nahenden entgegenhielt.

„Achtung! Ich schieße“, rief ich laut und bestimmt.

Das Weib, das stehen geblieben war, schrie irgendwas; und der Mann, erschütert durch Das, was er sah und vernahm, hielt jäh inne und ließ den Stod sinken. Nun etwa zwölf Schritte standen wir einander gegenüber.

„Man?“ fragte ich.

Der Mann zog, ohne sich vom Fleck zu rühren, ehrerbietig die Röhe und sprach Etwas. Da ich nicht gleich verstand, ließ ich ihn seine Worte wiederholen und erkannte nun die höfliche Frage, ob der Wagen unten mir gehöre. Ich gab heiter lachend eine bejahende Auskunft und setzte mit dem landesüblichen Gruß „State mi buono!“ meinen Weg fort, die bewaffnete Hand wieder in der Rocktasche. Die Gesichter des Ehepaares konnte ich leider nicht mehr betrachten, da eine Wegbiegung mir den Anblick raubte.

Um halb zwei Uhr nahm mich der Kutscher wieder in Empfang und setzte seine Rosse in langsame Bewegung. Jetzt ging über das Plateau zurück und dann sanft abwärts. Die Kegelspitzen der Berge und Hügel mit ihren Weinterrassen lagen unter mir und dann neben mir. Bei Pellegrina bogen wir gegen Eufemia ab. Seit ich Reggio verlassen hatte, seit dem Frühstüdstrand, den kein Bodner verschonte, war noch nichts Genießbares über meine Lippen gekommen außer dem Saft der Nispeln. Ich war hungrig und erkundigte mich in Pellegrina nach Eiern. Diese gab es wohl, aber in keinem Haus ein Feuer, um sie hart zu kochen. Mir

wurde gesagt, daß ich da wohl zwanzig bis dreißig Minuten warten müßte, denn „Frueer mache man nicht so rasch“ Da verzichtete ich und beschloß, mit dem Essen zu warten, bis ich Eufemia erreicht hätte, wo es, wie mir der Koffelenter sagte, einen Gasthof gab, noch dazu einen, der den schönen und stolzen Namen „Albergo Aspromonte“ trug.

Wieder fuhr ich auf einer Bergstraße mit wechselndem Ausblick aufs Meer dahin. Den letzten solchen Ausblick auf diesem Wege gewährten breite Läden zwischen dem Blattwerk eines Kastanienmädchens. Ich sah genau auf die Spitze von Faro hinüber; und da gedachte ich auf einmal lebhaft eines Hammerhais, den ich im Hafen von Messina gesehen hatte. Es war allerdings kein wirklicher gewesen, sondern ein aus Erzguss geformter, der als Schiffszeichen einen Dampfer schmückte. Genau so, als läge dort unten im Meer, der Küste Italiens gegenüber, ein mythenhaft riesiger Hammerhai, dessen Kopf Faro und die beiden sichtbaren Städte der Nord- und der Ost-Küste der Insel bildeten, genau so sah ich Sizilien von hier. Und ich mußte daran denken, daß dort drüben, dem Seeungeheuer Scylla gegenüber, der Sitz des Ungeheuers Charibdis war. Ob nicht etwa gleich mir einmal Jemand den Kopf des Hammerhais erwidete? Wie entstehen Sagen und Märchen, wie Götter und Dämonen?

Aber nun ging es landeinwärts; das Meer war verschwunden mit all seinen Göttern und Ungeheuern. Gerade und eben sah ich ein großes Stück der Hauptstraße vor mir. Den Blick begrenzte die hohe Bergwand, um deren willen ich dieses Weges fuhr. Am großgewachsenen Eichen, Eschen, Kiefern und Buchen vorbei. Dann bergab; und da lag San Eufemia, mein nächstes Fahrtziel. Der Ort schien mir, so lange ich ihn von fern sah, ganz und gar nicht so übel. Die rothen Dächer leuchteten und der Häuser gab es viele. „Albergo Aspromonte“: wirklich ein verführerisch schöner Klang. Mein Kutscher lenkte jetzt meine Gedanken und das Gespräch auf seine materiellen Interessen und machte mir einen Vorschlag, den ich der Ueberlegung werth fand. Er wollte warten, bis ich von der Bergtour zurückgekommen sei, und mich dann nach Bagnara bis zum Bahnhof zurückführen. Ueber den Preis einigten wir uns nach dem unvermeidlichen Handeln, das durch die landesübliche Ueberforderung zum Gebot gemacht wird, und ich blieb mit meinem (etwa die Hälfte des Verlangten betragenden) Gegenangebot natürlich Sieger. Doch schloß ich noch keineswegs fest ab. Denn ich wollte erst einmal genau wissen, ob und wie ich die Bergtour machen könne und wie lange sie dauern werde. Mehr als einen Tag wollte der Kutscher nämlich nicht um den von mir gebotenen Preis im Ort warten; und drängen wollte ich mich doch auch nicht lassen. Endlich wurde also besprochen und beschlossen, daß der Führer der „carrozza“ einen Führer der „vektura“ (so wird dort das Reitthier, der mulo, genannt) mit gleich zur Stelle schaffe und daß dann Alles endgiltig festgelegt werden solle.

Da war der Ort auch schon erreicht. Schon? Es war eine halbe Stunde nach vier Uhr und mein Wagen war über sein unfreiwilliges Fasten empört. Armer Wagen! Er ahnte nicht. . . Doch; jetzt ahnte er schon; denn da hielt der Wagen vor dem „Albergo Aspromonte.“

Wien.

Friedrich Werner von Dörfen.



Eyd & Strasser.

Das Schicksal der Lederfabrik Eyd & Strasser in Berlin ist beinahe eben so viel besprochen worden wie die Reichsfinanzreform. Und doch war eigentlich kein Anlaß, sich um Leben oder Sterben einer Firma mit zwei Millionen Mark Aktienkapital mit besonderem Eifer zu kümmern. Freilich: zum ersten Mal waren Arbeiter für die Generalversammlung mobil gemacht worden: sie sollten selbst sehen, welche Mühe man für ihr Wohl aufwende. Auch dieser Theil der Inszenierung blieb aber wirkungslos. Die Berliner Handelsgesellschaft bestand, als Hauptgläubigerin, auf ihren Forderungen: und so mußte der Konkurs angemeldet werden. Der Handelsgesellschaft sind Vorwürfe jeglicher Art gemacht worden. Leichtsinrige Kreditgewährung, schrankenloser Egoismus; und so weiter. Irigendwo laß ich sogar, es sei ein Fehler in der Organisation, daß die Handelsgesellschaft nur einen Sitz habe. Als ob es nicht viel einfacher wäre, dem Beispiel der anderen Banken zu folgen und jede einigermaßen belebte Straße mit einer prunkvoll aufgemachten Depostenkasse zu zieren! Warum ein zwanzig- oder dreißigfach getheilter Betrieb leichter als ein centralisirter zu übersehen sein soll, hat der Kritiker nicht verrathen. Als die Gemüther sich beruhigt hatten, nahm man einige Vorwürfe zurück. Nicht alle; man ließ, der Sicherheit halber, Etwas hängen. Die Handelsgesellschaft hat an die Lederfabrik eine Forderung von 3,15 Millionen, für die sie sich Baaren verpfänden ließ. Außerdem war eine hypothekarisch sichergestellte Summe von 1,05 Millionen als Garantie gedacht. Die Kalkulation der vorhandenen Lederbestände hatte keine haltbare Basis. Die Vorräthe wurden zu hohen Preisen bilanzirt; sonst wäre die geforderte Sicherheit nicht zu erreichen gewesen. Dolus oder falsche Beurtheilung der Konjunktur: Das wird noch festzustellen sein. Der Ledermarkt hat viele Hoffnungen enttäuscht; der Tendenzumschwung mag die Katastrophe bei Eyd & Strasser verschuldet haben (in die übrigens die seit vierzig Jahren in Ehren bestehende Handschuhfabrik von Cohn in Johannegeorgenstadt mit hineingezogen worden ist).

Mußte die Berliner Handelsgesellschaft wissen, wie saul es in der Firma Eyd & Strasser aussah, und durfte sie ihr so hohen Kredit geben? Im Aufsichtsrath der Lederfabrik saß, als Vertreter der Handelsgesellschaft, Kommerzienrath Behrens. Besser wäre es gewesen, wenn auf diesem Platz ein Geschäftsinhaber der Bank gesessen hätte. Aber die Herren, die dem Bankdirektoren alljährlich die Ueberfülle von Aufsichtsrathsstellen antreiben, dürften eigentlich nicht fordern, daß die Bank im Aufsichtsrath jedes Unternehmens, dem sie Kredit gewährt, vertreten sei. Bei der Schlussabrechnung hat die Handelsgesellschaft sich jedenfalls konsequent gezeigt. Sie lehnte die in der Generalversammlung beschlossene Einigung ab, weil ihr die gebotenen Garantien nicht genügten. Sie hatte sich die Auswahl der Personen, die ihr Sicherheit leisten sollten, selbst vorbehalten und ließ, mit Recht, die Garantien nicht von der Gegenpartei bezeichnen. Der Konkurs mußte also angemeldet werden. Karl Fürstberg ist nicht der Mann, der sich Vorschriften machen läßt oder ungerathen Tadel sanftmüthig hinnimmt. Wenn ihm eine Sache einmal verefelt worden ist, mag er nichts mehr damit zu thun haben. Die Sanirung der Lederfabrik wäre wohl möglich gewesen, wenn die öffentliche Kritik die Angelegenheit mit mehr Sachlichkeit und mit weniger Temperament behandelt hätte. Die dem Aufsichtsrath gewährte Decharge soll angefochten werden. Man behauptet, der General-

versammlung sei die Decharge der meisten Ausschichtsrathsmitglieder „abgekönigt“ worden, um Regressansprüche zu bereitlen. Da nicht sanirt wird, möchte man wenigstens Schadenersatz erlangen; vermuthlich werden sich also die Berichte mit der letzten Generalversammlung und deren Zwischenfällen zu beschäftigen haben.

Läßt sich an der Kontrolle der Aktiengesellschaften Wesentliches bessern? Die alte Frage. Die Grenze zwischen Leitung und Aufsicht darf nicht verschoben werden, da sonst die Zuverlässigkeit der geschäftlichen Dispositionen leidet. Die Direktion muß sich ein gewisses Maß von Selbständigkeit wahren. Eine Bank, die einer Gesellschaft Kredit giebt, kann sich in deren Geschäfte nicht allzu tief einmischen und muß den Betrieb der Direktion überlassen. Soll eine Bank nur einzelnen Industriezweigen mit Kredit aufhelfen? Dann hätten nur die Schwere Industrie (Eisen und Kohle) gut. Im Mitteleuropäischen Wirtschaftverein wurde neulich über die mangelhafte Organisation des Kredites für die Mittel- und Kleinindustrie geklagt und eine Modernisierung verlangt. Mehr Kredit also, nicht weniger, für die Kleinen. Die Lederfabrik Eyd & Straffer gehörte nicht zur Klasse der Großindustrie. Durfte die Handelsgesellschaft sich deshalb nicht mit ihr einlassen? Gerade diese Bank ist sehr vorsichtig in der Wahl ihrer Industriefundschaft; sie hatte aber keinen Grund, prinzipiell die Verbindung mit einer Lederfabrik abzulehnen, die ein Jahrzehnt lang recht anständige Dividenden gegeben hatte. Wie soll der Geldbedarf der nicht zur Gruppe der Schwere Industrie gehörenden Branchen befriedigt werden, wenn die Aktienbanken nicht für sie sorgen dürfen? Vertrauensmänner (so wurde einmal vorgeschlagen) sollen den Banken alle zur Beurtheilung der Kreditwürdigkeit erforderlichen Unterlagen liefern. Das müßten Leute von gründlicher Branchenkenntniß sein; für jeden Industriezweig wäre also ein Spezialberater nöthig. Solche Treuhänder wären theuer; und dürfte man sie für unrichtige Auskunft verantwortlich machen?

Daß die Industrie ohne die Banken nicht auskommen kann, hat wieder der Fall der Laurahütte gelehrt. Die veröffentlichte einen sehr ungünstigen Ausweis über ihr drittes Quartal und vermied jede Schönfärberei. Da sie in der Montanindustrie vornan steht, hat ihr Bericht symptomatische Bedeutung. Die Sache hätte aber noch viel schlimmer ausgesehen, wenn die Gesellschaft genöthigt gewesen wäre, an den Geldmarkt zu appelliren. Schon wurde mit der Emission neuer Aktienjoder Schuldverschreibungen gerechnet. Die Verwaltung erklärte aber, daß die Kosten der notwendigen Neubauten durch Bankkredit, der auf mehrere Jahre fest zugesagt sei, gedeckt werden sollen. Ein Blick im Unglück: nun brauchen in ungünstiger Zeit nicht neue Papiere herausgebracht zu werden. Da sieht man, was gerade in mageren Jahren der Bankkredit für die Industrie bedeutet.

Der Berliner Handelsgesellschaft ist im Fall Eyd & Straffer auch zugemuthet worden, auf die von ihr girirten Obligationen besondere Rücksicht zu nehmen. Es handelt sich um eine 4½ procentige (zu 105 rückzahlbare) Anleihe von 1 Million Mark, die im Mai 1905 zu 102,80 an die Börse kam und zur Umwandlung eines Theiles der Bankschuld diente. Solche Transaktionen sind durchaus nicht selten und an sich nicht zu tadeln. Die Handelsgesellschaft hat also ihren Aktionären nicht Etwas angelhan, das eine besondere Erklärung forderte. Die Schuldverschreibungen tragen ihren Namen und ein Theil liegt wohl im Portefeuille der Bank. Wer aus Prinzip gegen industrielle Schuldverschreibungen ist, kann sich auch mit deren hypothekarischer Sicherstellung nicht begnügen. Er betrachtet die Industrieobligation

als Industriepapier und beurtheilt ihren Werth nach den Ansichten des Sondergebietes, dem sie entstammen. Warz sicher sind ja auch die Obligationäre ihres Geldes nicht; und sie können nicht, wie die Aktionäre, die Geschäftsführung beeinflussen; die Generalversammlung ist ihnen nicht zugänglich. Die Wirkung dieses Abstinenzzwanges wird besonders da sichtbar, wo das Obligationenkapital größer ist als das Stammkapital. Man hat daran gedacht, das Aufsichtamt für Privatversicherung auf die Hypothekendarlehen auszudehnen und eine besondere Abtheilung für Industrieobligationen zu schaffen. Der Gesamtbetrag dieser Papiere ist auf rund 2½ Milliarden Mark zu beziffern; genug für eine besondere Kontrolle. Das Aufsichtamt hätte die Qualität der Sicherheiten zu prüfen und darüber zu wachen, daß den Obligationären schädliche Veränderungen ausgeschlossen sind. Da das Aufsichtamt sich im Versicherungsbetrieb bewährt und das Geschäft nicht gestört hat, braucht man kaum zu fürchten, daß die öffentliche Kontrolle der Industrieobligationen notwendige Finanztransaktionen erschweren würde; die Verbreitung solcher Papiere würde eher erleichtert. Oder soll man die Obligationäre in die Generalversammlung lassen? Den Aktionären hat das Zutrittsrecht noch nicht viel genützt. Gerade im Fall Eyd & Straffer ist ja wieder darüber geklagt worden, daß die Aktionäre von großen Engagements zu spät hören. Zudemmüßigkeit sei, da man für die Generalversammlung ja eine Mehrheit schaffen könne, stets zu erreichen. Mit gewissen Unzulänglichkeiten des Aktienwesens muß man sich einstweilen eben abfinden. Der Machtbereich der Verwaltung ist durch statutarische Bestimmungen zu begrenzen; aber welche Direktion läßt sich hinter solchen Schranken halten? Oft ist rascher Entschluß nöthig. Soll erst die Generalversammlung befragt und eine geheim zu haltende Transaktion der Öffentlichkeit ausgetischt werden? Das könnte in vielen Fällen schaden. Die Pflicht, Geschäftsgeheimnisse dem Blick des Konkurrenten zu bergen, wird ja im Interesse des Aktionärs erfüllt. Würde der Abschluß jeder Hypothek, die Aufnahme jeder Anleihe und jeder Bankkreditwunsch in der Generalversammlung erörtert, dann läme manche Gesellschaft in arge Verlegenheit. Der Aktionär kennt auch die Einzelheiten des Betriebes zu wenig, um dringenden Forderungen der Direktion widersprechen zu können. Die „Publizität“ mildert wohl einzelne Schroffheiten im Regiment der Aktie; sie kann aber niemals aus der Oligarchie eine Demokratie machen und das Risiko ganz ausschalten.

Das Gezeir, das jedesmal anhebt, wenn eine Großbank an einer Geschäftsverbindung Verluste erleidet, ist beinahe schon spasshaft. Die Direktoren werden so ungefähr wie Ibioten oder Lumpen behandelt. Wenn die Geschäfte ohne Risiko zu machen wären, könnte jeder Tischlermeister, sogar jeder Staatssekretär Bankdirektor sein. Daß keine Feuerversicherung-Gesellschaft mal für einen Brandschaden aufkommen muß, gilt als natürlich. Der Bankdirektor aber, dessen Institut von dem Kapital, das sich so spigig verginst, an einem wider Erwarten schlagenden Geschäft 1 oder 2 Prozent verliert, wird angebrüllt, als gehöre er von Rechts wegen auf den Scheiterhaufen. Können die Banken denn immer nur bedienen? Kann Das irgend-ein Geschäftsmann? Iren wir Wirtschaftskritiker niemals? . . . Was lehrt also der Fall Eyd & Straffer? Kaufe nie Aktien eines Unternehmens, dessen Branche Du nicht kennst; und hüte Dich besonders vor Papieren, die keinen großen Markt haben.

Ladon.

Ingenieurnoth.

 In Großindustrieller schreibt mir:

Sehr geehrter Herr Harden, im vorletzten Heft der „Zukunft“ veröffentlichte Sie auf die Bitte eines Ingenieurs einen Brief, den man nicht beachten würde, wenn er nicht gerade in einer so prominenten Wochenschrift erschienen wäre, den man aber an dieser Stelle nicht unwiderprochen lassen darf. Am Schluß war zwar gesagt, daß die geschilderte Unterhaltung aus verschiedenen Gesprächen zusammengetragen sei; jede Bemerkung darin ist aber so ungehörig und so sehr gegen alle Disziplin, daß ich als Direktor den jungen Mann (er ist, wie er sagt, vor zwei Jahren von der Hochschule abgegangen) sofort entlassen würde. Duldet aber ein Direktor solche Sprache eines seiner jungen Ingenieure, dann würde ich als Ausschlußratsmitglied dafür sorgen, daß dieser Direktor als gänzlich unfähig zur Leitung eines Geschäfts oder einer Fabrik so schnell wie möglich entfernt werde. So viel über die Frage der Disziplin. Zur Sache selbst möchte ich bemerken, daß heute die Techniker nach Absolvierung der Hochschule beim Eintritt in die Praxis gewöhnlich im Monat hunderttägig Mark Anfangsgehalt bekommen. Die Leistungen sind dafür zunächst gleich Null. Denn natürlich dauert es ziemlich lange, bis diese jungen Herren von der Praxis eine Ahnung, bis sie auch nur die geringste Routine erlangt haben, bis sie überhaupt wissen, was in dem Ressort, in dem sie arbeiten, oder gar in der ganzen Fabrik, in der sie beschäftigt sind, vorgeht. Um dem Concern, dem sie angehören, auch nur das Geringste leisten zu können, müssen die jungen Leute die Zusammenhänge von Konstruktion, Fabrikation, Projekt und Verkauf wenigstens oberflächlich kennen und es gehört viel Zeit, Muße und Interesse der Vorgesetzten dazu, die vielen Irrthümer und Fehler geduldig hinzunehmen. Im Hinblick auf solche Leistung scheint mir eine Erhöhung des Gehaltes (schon nach dem ersten Jahr) um 16 $\frac{1}{2}$ %, also auf 2100 Mark, durchaus nicht zu niedrig.

Wie kindlich ist die Schlußbemerkung! Wie wenig weiß der junge Mann, wie es in der Industrie aussieht! Alle Direktoren, Profuristen und Ressortchefs in der Industrie haben nur einen Wunsch: sich tüchtige Mitarbeiter heranzuziehen; sie ermüden nicht, ihr jüngeres Personal immer wieder zu prüfen und zu beobachten, um zu erkennen, wo sie Einen als besonders tüchtig herausnehmen und vorwärtsbringen können. In der Industrie sind thatsächlich ja stets sehr viele gute Stellen zu besetzen, für die es an qualifizierten Bewerbern fehlt. Auf Gehalt wird gar nicht gesehen und ich könnte Ihnen große Gesellschaften nennen, in denen Posten mit zehn- bis dreißigtausend Mark Einkommen suntsach und zehnsach zu besetzen sind, aber nicht besetzt werden können, weil die richtigen Menschen fehlen. Ist Ihr Briefschreiber ein tüchtiger Mann (nach seinem Brief bezweifle ich freilich), so wird es ihm nicht schwer werden, seine Vorgesetzten auf sich aufmerksam zu machen und andere, minder tüchtige Beamte zu überflügeln. Die Wahnvorstellung, daß die Leiter großer Gesellschaften heutzutage ihre Beamten drücken, gewissenlos ausbeuten und nicht auskommen lassen, sollte nachgerade doch aus einigermaßen hellen Köpfen verbannt werden. Wir Alle, Direktoren und Ressortchefs, sind froh, wenn wir brauchbare Beamte haben, thun alles Mögliche, um sie so zufrieden zu machen, daß sie keine Lust haben, von uns weg zu anderen Unternehmern zu gehen, und freuen uns, wie eines uns persönlich beschiedenen Glückes, des Tages, an dem wir unter den Angestellten Einen finden, der für den Posten eines Gesellschaftsleiters geeignet erscheint. Daß uns diese Freude noch immer allzu selten besetzt wird, ist jedenfalls nicht unsere Schuld.

Prozeß Moltke wider Harden.

M am einundzwanzigsten April habe ich (wie hier schon am Schluß des Prozeßberichts vom ersten Mal mitgeteilt wurde) an den Herrn Generalleutnant z. D. Grafen Kuno Moltke geschrieben:

Eurer Excellenz

theile ich das Folgende mit:

Auf Ihren Wunsch und im Vertrauen auf eine locale Durchführung des im Lauf der letzten Wochen auf Ihre Anregung Vereinbarten habe ich am einundzwanzigsten März meinen Namen unter die Erklärung gesetzt, die Sie am Neunzehnten unterzeichnet hatten und die wir, mit einem gemeinsamen Begleitschreiben, am zweiundzwanzigsten März der königlichen Staatsanwaltschaft eingereicht haben.

Ihr Herr Prozeßvertreter wird Ihnen beistimmen, daß ich in der Hauptverhandlung das dem Menschenmaß Erreichbare geleistet habe, um eine schonende Behandlung der Sache und der Person zu ermdöglichen und dadurch Eurer Excellenz Schmerzliches zu ersparen. Durch Ihr Verhalten haben Sie mir die Fortsetzung dieser Taktik unmöglich gemacht und mich zugleich von der Verantwortung für alles Weitere entbündet. Ich bin an das Vereinbarte nicht mehr gebunden und habe heute an die königliche Staatsanwaltschaft geschrieben:

„Der königlichen Staatsanwaltschaft beehre ich mich mitzutheilen, daß ich nach den gestrigen Ausagen des Grafen Kuno von Moltke von den beiden am zweiundzwanzigsten März der königlichen Staatsanwaltschaft eingereichten Erklärungen meinen Namen zurückziehe und mich von den darin ausgesprochenen Wünschen lossage. Ich ersuche den Herrn Ersten Staatsanwalt, diese Mittheilung unverzüglich dem einstweilen zuständigen Gericht, der Vierten Strafkammer am königlichen Landgericht I Berlin, zugänglich zu machen.“

In vorzüglicher Hochachtung

Harden.

Am selben Tag stellte ich den Antrag, das Urtheil der Vierten Strafkammer vom Reichsgericht revidiren zu lassen. Die Verhandlung sollte in Leipzig am fünften Juli stattfinden. Am zwölften Juni wurde mir der folgende Brief übersandt:

„Seiner Hochwohlgeborenen Herrn Maximilian Harden.

Eurer Hochwohlgeborenen

theile ich, in Beantwortung Ihres Briefes vom einundzwanzigsten April, Folgendes mit:

Sämmtliche von meinem Anwalt, Herrn Justizrath Dr. Sello, vor Gericht abgegebenen Erklärungen entsprechen meinen Intentionen und dem von mir unterzeichneten Vergleich. Auch ich habe in meiner Vernehmung zum Ausdruck bringen wollen, daß in den freilichen Artikeln der „Zukunft“ der bewußte Vorwurf nicht gemacht worden ist. Wenn meine in der Erregung vor Gericht gemachte Aussage die Auslegung zulassen sollte, als ob ich mich nicht streng an den wohlerwogenen Wortlaut und Sinn des Vergleiches gehalten hätte, wie Dies in der Beweisaufnahme Eurer Hochwohlgeborenen in lokaler Weise gethan haben, so bedaure ich Dies und kann nur wiederholen, daß Dies meiner Absicht nicht entsprach.

Diese Erklärung läßt mich annehmen, daß auch Euer Hochwohlgeborenen sich wieder auf den Boden des Vergleiches stellen und die Angelegenheit als erledigt ansehen werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Graf Moltke.“

Diese (zur Veröffentlichung bestimmte) Erklärung genügt mir. Um ihren Wunsch zu erfüllen, habe ich am fünfzehnten Juni dem Zweiten Strafsenat des Reichsgerichtes mitgeteilt, daß ich auf die Revision des Urtheils vom zwanzigsten April verzichte. R. S.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI

Der Salamanderstiefel gilt als das hervorragendste Erzeugnis der deutschen Schuhindustrie. Formen und Ausföhrung sind mustergöltig. Die Umsätze der Marke Salamander übertreffen die aller anderen deutschen Schuhmarken.

Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schutzges. m. d. D.

Einheitspreis . . . M. 12.50

Luxus-Ausföhrung M. 16.50

Nur in „Salamander“-Verkaufsstellen zu haben.

Berlin W. 8,
Friedrichstrasse 182
Stuttgart
Wien I
Zürich



Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken
Drogerien.

Schultheiss-Bier

verdankt sein Renommee

seiner hervorragenden Qualität und Bekömmlichkeit.

Moderne Erdmannsdorfer Möbel

für Büro und Herrenzimmer

Man verlange Kataloge:

- „B“ für Bibliotheken und Bücherschränke
- „H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro
- „K“ für Kontormöbel
- „L“ für Klubsessel und Ledermöbel

BEER & HAROSKE

G. m. b. H.

BERLIN C 37. nur Hausvogelplatz 12



Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Die oberen Zehntausend

Operette in 3 Akten nach einer Idee des
Victorien Sardou v. Julius Freund.
Musik von Gustav Kerker.
In Szene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.



INTERNATIONALE PHOTO-
GRAPHISCHE AUSSTELLUNG

DRESDEN 1909

Ausstellungspalast * Mai-Oktober
Kunst- und wissenschaftliche Photographie
Reproduktionstechnik, Industrie, Sonderaus-
stellung für Länder- und Völkerkunde, Stern-
warie und Kosmische Fernphotographie u.
Betrieb, Briettauben-Photographie, Vorfüh-
rungen für Belebung und Unterhaltung,
Vergnügungspark, Tombola.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten
Jägerstr. 63a „**Moulin rouge**“

Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Elegantes Familien-Restaurant.

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— *Treffpunkt der vornehmen Welt* —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— **Terrains, Baustellen, Parzellierungen.** —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.
Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Berlins Sommer-Sensation!

Grosse
Konzerte

des
Carl Zimmer-
Orchesters.

8 Uhr:
White City-
Marsch
von Zimmer.



Gast-
Dirigent
Translateur

Neueste
Effekt-
Beleuchtung

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

NPG Photo-Papiere u. Films

werden von ersten Amateuren bevorzugt. — Gesamtpreisliste kostenfrei.

Die verbreitetste Marke  auf der ganzen Welt

Das Bild. Monatsschrift für photographische Bildkunst.
 Jahres-Abonnement mit April beginnend Mk. 2.—, Ausland Mk. 2.60.
 Probehefte kostenlos

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 57.



Ausstellung

v. Wohnungseinrichtungen u. Erzeugnissen der Berliner Holz-Industrie in den Ausstellungshallen am Zoo.

Geöffnet
10—8 Uhr

Eintritt
1 Mark

Täglich
Konzert



Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöff. tägl. 9—7 Uhr.

Eintritt 1 M.



INTERNATIONALE
LUFTSCHIFFFAHRT
AUSSTELLUNG
 EXPOSITION AERONAUTIQUE
 JULI 10-1909
FRANKFURT

JLA Frankfurt a. M.

10. Juli — 10. Oktober.

Erste Experimental - Ausstellung für alle Gebiete der Luftschiffahrt.

Fünf Motorballons im Betriebe Zeppelin, 2 Parsevals u. s. w.

Alle Flugmaschinen-Systeme auf grossem Flugelde vorgeführt.

Täglich Passagierfahrten in Motor und Freiballons.

Täglich Wettbewerbe. 200000 Mk. Preise.

Sonderausstellungen des Auslandes.

Christentum und Kirche

in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

von Carl Jentsch.

VIII und 736 Seiten 8^o. Preis broschiert 10 Mk.

Verlag von E. Haberland in Leipzig. 1909.

Dr. Freiherr v. Flöckher in der „Neuen Revue“: „Die tiefgründige Frage, ob der wissenschaftlich Gebildete heute noch an Gott glauben kann, erörtert Carl Jentsch in meisterhafter Weise. Es ist ein Standardwerk, das uns Deutschen lange gefehlt hat und das für jede Hausbibliothek angeschafft werden sollte.“

Dr. Albrecht Wirth im „Tag“: „Eine neue Kulturgeschichte! Nicht weniger ist nämlich das grosse Werk, das jüngst Carl Jentsch den Deutschen geschenkt hat. Ein Werk von grossem Wurf und seltener Freiheit.“

Professor Dr. Johannes Reiske beklagt im „Türmer“, dass berühmte Geschichtswerke über den Einfluss des Christentums auf die Kulturentwicklung keine Auskunfts geben, und fährt fort: „Diesem Mangel wird abgeholfen durch das höchst interessante Buch von Carl Jentsch, das in der Bibliothek keines Gebildeten fehlen sollte. Trotz rücksichtsloser Geißelung ihrer Fehler und Irrtümer zeigt sich Jentsch doch von Achtung, ja von Liebe zu seiner Kirche erfüllt. Wenn es einerseits für uns Protestanten lehrreich ist, die Zustände unserer Konfession durch einen freisinnigen Katholiken beleuchtet zu sehen, so werden vermutlich alle protestantischen Leser mir zustimmen, das Jentsch dem Protestantismus nicht ganz gerecht wird. Damit soll aber der prästalten Anerkennung für das verdienstvolle Buch kein Abbruch geschehen, und gerade protestantischen Lesern sei es warm empfohlen.“

Bismarck in der Literatur.

Ein bibliographischer Versuch von Arthur Singer. Mit Reproduktion der Titelseiten einiger seltenen Bismarckiana. Anhang: Das Geschlecht von Bismarck in der Literatur, Autoren- und Sachregister. Broschiert M. 10.—, in Leinen gebd. M. 12.—, in Leder gebunden, vom Autor signiert M. 30.—.

Ermöglicht die Zusammenstellung der Bismarck-Literatur über alle aktuellen politischen Fragen und bietet so ein fürstliches Bild der politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. billiger wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee, & modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-Nervensystem des Menschen und dessen Aufzucht und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. Gustav Engel, Berlin W. 150. Potsdamerstrasse 131.

Bibel der Hölle

„Das tollste Buch der Weltliteratur etc. nennt die Presse die 1. deutsche Ausgabe von

Der Hexenhammer

verf. v. Jac. Sprenger u. Heinz. Institutoris. 1489 latein. erschienen. 3 Bde 796 Seiten. br. 20 M., geb. 24 M. Einzeln käufli. I. 6 M. geb. 7,25 M. II. 8 M., geb. 9,50 M., III. 6 M., geb. 7,25 M.

„Tollste Ausgeburt menschl. Wahnwitzes, menschl. Grausamkeit! Nichts Tolleres als diese Erzählungen v. Hexen, Teufel u. Aberglauben! Und doch ein erstklassiges Kulturdenkmal.“

Ausführl. Verzeichnisse v. kultur- u. sitten-geschichtl. Werken gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W30, Köpenickerpark 351.

Rätsel der Seele,

Charakt., intim. Züge werd. in tieferer Bedeutung aus der Handschrift erforscht. Verzuens-Spezialist für Gebildete seit 1897. Prosp. gr. P. Paul Liebe, Psychologe in Augsburg i. Z. Fach.

ROSE's Uebersetzungsbureau

für 64 mod. Sprachen.

Berlin S.42, Ritterstr. 13 pt.

GRAU & CO
Leipzig 215
Uhren, Juwelen,
Gold-u. Silberwaren,
Geschenk-Luxus-u.
Bedarfs-Artikel

BEQUEME ZAHLUNGSWEISE

PREISBUCH mit ca. 2000 Abbildungen
 gratis und franko

Geschäftliche Mitteilungen.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter). Dem Aufsichtsrat der Bank hat in seiner Sitzung vom 27. Mai 1909 der Jahresabschluss für 1908, dem 54. Geschäftsjahr, vorgelegen. Derselbe weist folgendes aus: Es sind im 1908 10,785 neue Anträge über Mk. 79,068,670 Versicherungssumme bei der Bank gestellt worden. Zur Annahme gelangten 8603 Anträge, für welche Versicherungsscheine (Policen) über Mk. 62,971,495 Versicherungssumme auszufertigen waren. Nach Abzug der durch Tod, Ablauf und Aufgabe erloschenen Versicherungen ergab sich ein Reinzuwachs an Todesfallversicherungen von 5195 Policen mit Mk. 41,177,253 Versicherungssumme. Das ist der höchste von der Bank seit ihrer Gründung erreichte Nettowachstums. Mit Einschluß der Altersversicherungen belief sich der gesamte Versicherungsbestand auf 135,690 Policen mit Mk. 860,054,515 Versicherungssumme. — An Prämien wurden Mk. 33,5 Millionen (gegen Mk. 31,8 Millionen im Vorjahr) vereinnahmt und der Zinsenertrag aus den Vermögensanlagen der Bank stellte sich auf Mk. 11,9 Millionen (im Vorjahr Mk. 11,1 Mill.). Auszahlungen waren an Versicherte für fällige Versicherungssummen und Rückkäufe Mk. 17,0 Millionen. Die Prämienreserve erfuhr eine Vermehrung von Mk. 15,5 Millionen. Die Sterblichkeit lieferte eine Ersparnis von Mk. 3,1 Millionen. Für Verwaltungskosten wurden nur 5,32% der Jahreseinnahme (im Vorjahr 5,30%) verausgabt. Auf Mk. 11,075,092 beziffert sich der für die Todesfallversicherten erzielte Ueberschuss, von welchem Mk. 10,684,507 in die Dividendenreserven der Versicherten flossen. Mk. 155,339 wurden der allgemeinen Reserve zugeschrieben, die dadurch auf Mk. 7 Millionen angewachsen ist. Um Mk. 95,246 wurde die Kursausgleichsreserve erhöht und Mk. 100,000 wurden zur Verklärung des Pensionsfonds der Beamten verwendet. Das Bankvermögen erhöhte sich auf Mk. 316,216,368; darunter befinden sich Extra- und Dividendenreserven in Höhe von Mk. 50,931,523.

Schultheiss-Bier kann seit Jahren mit vollster Berechtigung zu den allerbesten und verbreitetsten Brauereiprodukten Deutschlands gezählt werden. Die vorzügliche Qualität, und infolgedessen die höchste Bekömmlichkeit sind auszeichnende Eigenschaften des Schultheiss-Bieres, in dessen Güte auch seine allgemeine Beliebtheit an der Tafel der exklusiven Kreise, wie auch in der guten bürgerlichen Familie begründet ist. Durch ihre zielbewusste, allen Erzeugnissen der modernen Brautechnik folgende Leitung hat sich die Schultheiss-Brauerei besonders hervorgetan, und ihre Erzeugnisse haben sich einen Ehrenplatz unter den deutschen Bieren erworben.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei von der Firma Greiner & Pfeiffer Verlag in Stuttgart über das soeben erschienene, von J. E. Frelherr v. Grotthuss (dem bekannten Herausgeber des „Türmera“) verfasste Werk: **„Aus deutscher Dämmerung“** worauf wir unsere werten Leser besonders aufmerksam machen möchten.

Harzburger Jungborn!

Gr. Luftpark mit Lufthauskolonie, Glashallen u. Turngerät. Anerkannt vorzügl. Verpfli. Preis v. 45 M. aufw. d. Woche. Ia. Referenzen b. l. d. höchst. Kreise. **G. Haneke.**

Schockethal bei **Cassel**
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr geschützt. Lage zeitig. Frühling, mäßig. Sommer temp. Prospekt gratis. Tel. 1151 Amt Cassel. **Dr. Schaumlöffel.**

Dr. Ziegelroth

früher Zellendorf.

Krummhübel

Riesengebirge

Sanatorium

und Erholungsheim.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitat, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterkultivier, behagliche Zimmeranrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

Bilz'
Sanatorium
Dresden
Radebeul



Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige besonders Winterzeit.

Bad

Jl. Führer, Wohnungsbuch mit allen Preisen, Brunnenschlüssel frei durch

Herzogl. Badekommissariat
Kurzzeit 15. Mai bis 15. Oktbr.

Gebirgsluftkurort und Solbad.

Mehr als Silber und Gold hebt **Krodos** heilige Quelle aus der Tiefe empor, den Schatz der Schätze;
Genesung!

Harzburg.

Westerland

25000 Besucher •

Familienbad

Sylt

Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag, Meilenlanger, staubfreier Strand. Grossartige Dänenlandschaften. Prospekte kostenlos durch die **Badedirektion Westerland** u. durch alle Reisebureaus u. Eisenbahnauskunftsstellen.

WELT-DETEKTIV

PREISS-BERLIN Leipziger Strasse 107
Nähe Friedrichstr. Tel.: 13571.

Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.

Heirats-Auskünfte über Vorlieb, Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermög., Einkomm., Gesundheit etc. von Personen an all. Platz, d. Erde. DISCRET. GESCHÄFTS-CREDIT-AUSKUNFTE
EINZELN U. IM ABONNEMENT. GRÖSSTE INANSPRUCHNAHME!

(Beste Bedienung bei solidem Honorar.)

NORDSEEBAD

Borkum
genannt: „Die grüne Insel“

1908: 25 665 Besucher

Schönster Strand, starker Wellenschlag, ozonreiche Seeluft. Herren-, Damen- u. Familienbadestrand, Licht- und Luftbad. Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. — Tägliche Dampfschiffsverbindungen. — Prospekte, Fahrpläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Haasenstein & Vogler A.-G.

Köhler's Strandhotel, 1. Haus am Platze. Man verlange Prospekt.

Jeder deutsche Arzt

wird bestätigen, dass Gicht, Arterienverkalkung, Magen- und Darmleiden, Verstopfung, Leber- und Nierenleiden zuverlässig durch die Trinkkur mit der isotonischen Virchow-Quelle geheilt werden. Ärztliche Gutachten gratis und franco durch Versand-Kontor Eltville Z. 30 Flaschen M. 18.— frachtfrei, Nachnahme.

Dr. Möller's Sanatorium
Brockstr. Dresden-Loschwitz. Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth.

Ehe-schliessungen England
rechtsgiltige, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

• **Hetaera-Krema** •
(Name ges. gesch.)
Nur für Teint, à Tube 40 Pfg.
Hetaera-Hand-Krema
nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 30 Pfg.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die „Lösnitz“ bei Dresden, welche durch seltene Naturschönheiten sich auszeichnet, erfreut sich beim Publikum einer zunehmenden Beliebtheit. Nicht nur für Gesunde, sondern auch für Kranke ist die Lösnitz seit Jahren ein sehr gesuchter Zufluchtsort geworden. Hier hat Herr Bilz auf einem der schönsten Punkte von Radebeul-Oberlösnitz sein Sanatorium errichtet, welches sowohl nach Lage, wie nach Einrichtung seinesgleichen suchen dürfte. Durch das ausserordentlich milde Klima ist hier der Aufenthalt im Freien schon zu einer Zeit möglich, wo die meisten Gegenden Deutschlands und Oesterreich-Ungarns noch mit Schnee bedeckt sind. Sonnenbäder können hier also auch im Frühjahr und Herbst genommen werden. Rechnet man noch dazu, dass durch eine den verschiedenen Krankheitsformen angepasste vorzüglich renommierte Küche auch für die leiblichen Bedürfnisse der Patienten aufs beste gesorgt ist, so dürfen wohl alle Bedingungen erfüllt sein, den Aufenthalt in der Bilzischen Naturheilanstalt Radebeul-Dresden, Schloss Lösnitz, zu einem angenehmen zu machen.

Harzburger Jungborn. Allen Erholungsbedürftigen, welche Freunde des Naturheilverfahrens sind, sei hiermit eine Kur empfohlen in dem Harzburger Jungborn, einer bei Bad Harzburg landschaftlich wie klimatisch herrlich gelegenen Naturheilanstalt „Sophienhöhe“. Die Anstalt steht in guter Leitung und erfreut sich des besten Ansehens in den vornehmsten Kreisen. Die Preise sind durchaus mässige, schon von Mk. 45.— an pro Woche erhält man volle Pension incl. Kur bei freier Benutzung der Luftparks und Luftglashallen etc. Ein illustrierter Prospekt, der über alles Nähere Aufschluss gibt, wird jedem Interessenten auf Wunsch gratis übersandt und dürfte man von dem Besitzer Herrn G. Hanke in Bad Harzburg zu verlangen.



Engelhardt's
Chasalla-
Stiefel

D. R.-Patente Nr. 165 545, 179 971,
196 721 — Viele Auslandspatente
sind eine

**Anatomisch richtige
Fussbekleidung**

Chasalla-Stiefel
stellen alle Erzeugnisse moder-
ner Massarbeit in den Schatten
verhüten Senkung und Plattfuss-
bildungen und sind von ersten
ärztlichen Autoritäten, wie
Professor v. Esmarch etc., empfohlen

Chasalla
Schuhgesellschaft m. b. H.

W., Leipziger Strasse 19
C., König-Strasse 22-24
W., Tauentzien-Strasse 19

Gen. geschützt Verlangen die große Broschüre P



Ostertag
Über **25,000** Kassen
geliefert.

Ostertag Werke A. G.
Berlin SW. Friedrichstr. 49
an der Kochstr.



KALASIRIS

Korsett-Ersatz für Gesunde! Leibbinde für Kranke!

Epochemachende Neuheit!

Patentiert in allen Kultur-Staaten.

Idealst, alle hygienischen Anforderungen erfüllender Korsett-Ersatz. Macht hochbelegante, der neuesten Mode entsprechende, schlanke Figur, ohne Einschnürung in der Taille; beseitigt Fettablagerung und starke Hüften.

Man verlange kostenlos illustrierte Broschüre und Aushang von

Kalasisris G. m. b. H., Bonn am Rhein.

„**Benefactor**“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion

sofort gerade Haltung dem Besitzer **erweitert die Brust!**

Beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.

Für Herren und Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrlich. Messung: Brustuml., mässig stramm, dicht unter dem Armen gemessen. — Für Damen ausserdem Taillenumfang.

Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 94.



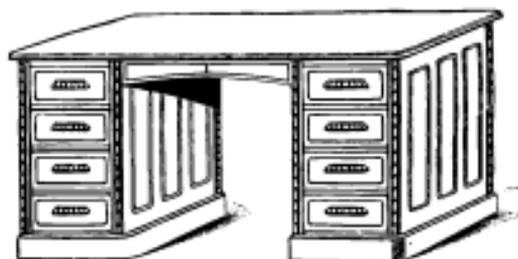
April 11, 1913

Siedrung & Belgard

April 11, 1913

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 41 vis-à-vis Hotel Esplanade.

Salon eleganter Pariser Toiletten



A. Heinemann & Co.

Fabrik moderner Büromöbel

BERLIN SW., Wilhelmstr. 106. Fernruf I, 7040.

OPEL Rüsselsheim ^aM
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

Der grösste Triumph

englischer Präzisionsmechanik

ist die neueste

„SKANDIA“

Schnellschreibmaschine

mit sofort und dauernd sichtbarer Schrift.



Preis komplett mit Kassette und Zubehör **M. 375.—**

Kostenlose Vorführung und Kataloge durch das
Europäische Centraldepôt der Skandia-Fabrikate

**Skandinavia Kommanditgesellschaft
Kaprowski & Cie., Berlin W. 8,**

Kronenstraße 61 — 63.

Telefon Amt I. 8926.

Solvente Vertreter gesucht, wo nicht vergeben.

Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

Frühjahrs - Neuheiten

Damen-Konfektion ☺ ☺ ☺

Damen-Hüte ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Herren-Konfektion ☺ ☺ ☺

(Eigene Maass-Ateliers)

Herren-Hüte (Mayser-Hüte)

Handschuhe ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Schuhwaren ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Herren- u. Damenschirme

u. s. w.

Beste Qualitäten.

Billigste Preise.

Ferner:

Möbel- und Wohnungs-Einrichtungen

Gardinen, Teppiche, Wirtschafts-Artikel

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhnung. **ALKOHOL**

Ludwig Katz, Berlin

Unter den Linden 31.

Vornehme Herren- und Damen-Moden.



Berliner Spediteur-Verein

Actien-Gesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1908.

Aktiva.		ℳ	pf.
Grundstücks-Conto Blücherplatz...		2 647 295	31
Grundstücks-Conto Steglitz.....		75 903	12
Bau-Conto Blücherplatz.....		409 645	44
Cassa-Conto		74 255	57
Effekten-Conto		539 396	70
Wechsel-Conto		2 297	06
Effekten-Zinsen-Conto		4 421	15
Futter-Conto		3 472	61
Conto-Corrent-Conto		389 025	61
Pferde-Conto		83 560	58
Fuhrwerks-Conto		27 000	—
Wagenplan-Conto		1	—
Utensilien-Conto		1	—
Maschinen-Conto		1	—
Drucksachen-Conto		1	—
Güterschuppen-Conto		30 000	—
Materialien-Conto.....		6 534	54
Speditions-Conto		2 273	17
Kautions-Effekten-Conto		76 600	—
		4 360 683	82
Passiva.		ℳ	pf.
Stamm-Aktien-Kapital.....		478 200	—
Vorzugs-Aktien-Kapital		1 080 000	—
Reserve-Fonds-Conto		119 668	88
Special-Reserve-Fonds-Conto		62 000	—
Personal - Unterstützungsfds. - Cto.		20 000	—
Hypotheken-Conto		2 100 000	—
Dividenden-Conto		318	—
Conto-Corrent-Conto		83 515	07
Unfall-Versich.-Prämien-Conto		15 000	—
Kautions-Conto		76 600	—
Gewinn- und Verlust-Conto.....		325 381	87
		4 360 683	82

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
 Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
 und Musik, Leipzig 61.

In weitesten Kreisen bekannter Verlag

kauft schnellst. u. bringt in geschmackvoll. Ausstattung, mit Erfolg Romane, Novellen, Gedichte
 heraus, trägt e. Teil d. Kosten. Coulaute Zahlungsbeding. Zeschr. E. K. 98. Berlin W. 110.



Stuttgarter Lebensversicherungsbank A.G.
(Alte Stuttgarter)

— Gegründet 1854. —

Versich.-Bestand M. 860 Millionen. Seither erzielte Überschüsse M. 167 Millionen.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.
 Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Prämienbefreiung.



D-Züge
 Berlin-München
 bis
Rudolstadt

Wegen Wagenfahrt
 (1 1/2 Stunde) durch
 das Schwarzwald
 drahtet:

Huebner,
 Schwarzbürg

Wer Geld an Aktien, Kuxen, Bohranteilen od. dergl. verloren hat

od. zu verlieren befürchtet, wende sich zwecks Wiedererlangung od. Schutzes an das

Institut für Finanz und Rechtshilfe

Berlin W., Alvenslebenstr. 12 a, Ecke Bülowstrasse

Amt 6, 1794. Sprechstunden 9-10 1/2, 4-8.

Schnelste, diskreteste und gewissenhafteste Erledigung. Nähere Auskünfte kostenlos.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Grand Hotel de Rome

Eröffnet 1909

Leipzig.

Bes. Adolf Schlinke

==== Haus allerersten Ranges ====

Warm u. Kalt Wasser in allen Schlafzimmern. — Apartments u. Einzelzimmer mit Bad.

Stottern. Verlangen Sie aufklärenden
 Prospekt der 1. Schleswig-
 Hotel Spezial-Anstalt f. Stotternde zu Bad
 Oldesloe. Direktor **E. Schmeling.**

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
 Optik renommierter optischer
 Firmen zu Original-Preisen.
 Modernste Schnellfokus-Cameras.
 Bequemste Teilzahlung
 ohne jede Provision.
Binocles und Ferngläser.
 Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)
 Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

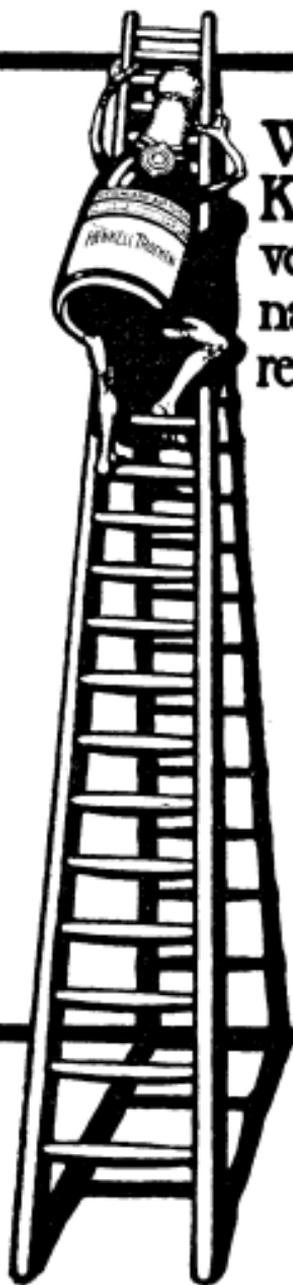
Sommeraufenthalt. Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
 11. Tag von M. 10. — ab.

„Sanatorium
 Zackental“
 (Camphausen)

Bahnhöfe Warmbrunn-Schreiberhan, T. H.
Petersdorf im Riesengebirge
 (Bahnhöfe)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
 rastische, Rekonvaleszenten-Zustände
 Diätetische, Brannen- u. Ernährungskuren.
 Für Erholungssuchende, Wintersport.
 Nach allen Errungenschaften der
 Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
 nebelfreie, nadelholzwäldchen Höhenlage.
 Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.
 Näheres die Administration in
 Berlin SW., Hockerstrasse 119.



Weitere mächtige Konsumsteigerung von Henkell Trocken, nachgewiesen durch reichsamfliche Zahlen!

Aus den soeben reichsamflich veröffent-
lichten Zahlen des letzten Etatsjahres geht
hervor, daß die Umsatzsteigerung nur der
Marke Henkell Trocken ein Drittel be-
trägt der Umsatzsteigerung sämtlicher anderen
215 Sektkellereien von Deutschland und
Luxemburg zusammengenommen.

Durch gewaltige Vorräte fertiger
Weine, die, wie steueramtlich fest-
gestellt, fast gleich sind den fertigen
Beständen sämtlicher anderen 215
deutschen und luxemburgischen
Sektellereien zusammengenom-
men, haben wir in allerweitgehend-
ster Weise für die vortreffliche Ab-
lagerung unserer Marke gesorgt.

HENKELL & C^o